Zeitschrift der
Oldenburgischen
Landschaft

*kultur*land oldenburg

Ausgabe 1.2015 | Nr. 163

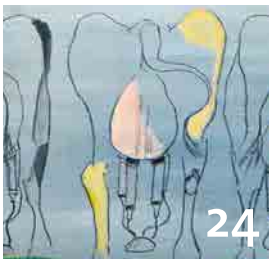
oldenburgische landschaft

„Liet International“ to Besöök in Ollnborg

- Im Sommer aufs Land – ein Palais vom Papa
- Attraktion im Frühling – Deichblondinen
- Erlebnis durch Zeit und Raum Oldenburger „Hörgänge“

Inhaltsverzeichnis

2 **Im Sommer aufs Land**
Im Palais Rastede verbrachten Oldenburgs Erbprinzen die schönste Zeit des Jahres
6 **Die ganz eigene Kunst der Helga Kreuzritter**
8 **Frühling bei den Deichblondinen**
10 **Georg von der Vring und seine Jahre in Jever**
15 **„Bei uns können die Menschen ankommen“**
Forumshaus St. Peter wurde eröffnet
16 **Als Familienmuseum etabliert**
Landesmuseum Natur und Mensch versteht sich als Kompetenzzentrum
18 **Der Seele Gutes tun**
Kleine „Auszeit“ im Kloster Damme
22 **Volles Haus in Rastede**
Landtagspräsident Bernd Busemann zu Gast beim 2. Landschaftstag
24 **Das geht ja auf keine Kuhhaut!**
Ein landwirtschaftlich inspiriertes Kulturprojekt
26 **Von der Reformation zum Discofieber**
Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte mit neuem Ausstellungsreigen
28 **Eine Woche blau vor Liebe**
Wenn der Moorfrosch Hochzeit hält
31 Plattdüütsch
36 **Ein bayrischer See in Oldenburg**
Neu entdecktes Gemälde der Oldenburger Künstlerin Emma Ritter
40 **Ursula Sander: Ein Leben mit Büchern**
Nach 66 Jahren hat sie ihren 145 Jahre alten „Laden“ abgeschlossen
42 **Museumsdorf erforscht dunkles Kapitel der NS-Zeit**
Herkunft von rund 500 Objekten bislang ungeklärt
44 **Als die Hörspiele laufen lernten**
Oldenburger „Hörgänge“
48 **Das Saterland im Guinness-Buch der Rekorde**
49 **Zeitsprünge. Oldenburger Porträts.**
50 **Walter Kleen im Panorama Oldenburger Kunst**
54 **Enno Gödecke erzählt sich um Kopf und Kragen**
Schriftstellerin Sabrina Janesch ist die neue Virtuelle Stadtschreiberin
56 **Spurensuche in Estland mit Überraschungen**
Burchard Christoph Reichsgraf von Münnich
61 **Natürlich miteinander – Gedankenaustausch über Natur und Mensch**
Ein inklusives Umweltbildungsprojekt im Landesmuseum Natur und Mensch Oldenburg
62 **Gewerbe- und Handelsverein blickt auf 175-jährige Geschichte zurück**
64 kurz notiert
66 Neuerscheinungen
67 Zum guten Schluss



Titelbild:
„The Paintbox“ aus Winsen an der Luhe bei „Liet International“. Foto: Council of Europe/ Sandro Weltin

Impressum

***kultur*land Oldenburg**
Zeitschrift der
Oldenburgischen Landschaft
ISSN 1862-9652

Herausgegeben von der
Oldenburgischen Landschaft,
Gartenstraße 7, 26122 Oldenburg
Tel. 0441-77 91 80
Fax 0441-7 79 18 29

info@oldenburgische-landschaft.de
www.oldenburgische-landschaft.de

Redaktionsschluss
für Heft 164, 2. Quartal 2015,
ist der 15. 5. 2015
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen!

Redaktion:
verantwortlich i. S. d. P.
Michael Brandt (MB.)

Weitere Autoren:
Günter Alvensleben (GA.)
Stefan Meyer (SM.)
Karin Peters (KP.)
Heinrich Siefer (HS.)
Matthias Struck (MS.)
Dr. Jörgen Welp (JW.)
Katrin Zempel-Bley (KZB.)

Gestaltung:
mensch und umwelt, 26122 Oldenburg

Druck:
Brune-Mettcker, 26382 Wilhelmshaven

Verlag:
Isensee-Verlag, 26122 Oldenburg
Erscheint vierteljährlich.
© 2015 Oldenburgische Landschaft
Alle Rechte vorbehalten.
Jahresabonnement 15,- €, inkl. Versand.
Der Bezug kann mit einer Frist von vier Wochen zum Jahresende gekündigt werden.

Einzelheft 3,80 €.

Dichter dran – mit Plattdeutsch, mit Muttersprache

Editorial

Das Thema Heimat haben heute viele wieder im Blick. In einer sich immer globaler verstehenden Welt suchen Menschen ein Zuhause, einen Ort, der ihnen Geborgenheit gibt. Es gehört zum Menschen, dass er um seine Herkunft weiß, um seine Wurzeln. Zur Heimat gehören Bilder, die uns gleich durch den Kopf – durchs Herz – gehen, wenn wir daran denken: Wolken, die über das Land ziehen, weiter Himmel, das grüne Marschland, das weite Moor. Zur Heimat gehört auch Sprache. In der Sprache liegt uns Heimat auf der Zunge. Im Oldenburger Land ist das vor allem die plattdeutsche Sprache und im Norden des Landkreises Cloppenburg auch das Saterfriesisch (Seeltersk).

Im Dezember vergangenen Jahres war „Liet International“ in der Stadt Oldenburg zu Gast. Das ist so etwas wie der Eurovision Song-Contest für Regional- und Minderheitensprachen in Europa. Die beteiligten Akteure betonten in einem anschließenden Interview: Themen, die sie bewegen, könnten sie am besten in ihrer Muttersprache ausdrücken. Regional- oder Minderheitensprachen, so scheint es, besitzen eine besondere Ausdruckskraft und Farbigkeit. Man ist eben dichter dran an den eigenen Gefühlen, an den Menschen der Region. So gab es an diesem Abend eine Reihe guter Songs einmal nicht wie sonst üblich in englischer Sprache, sondern in Ladinisch, Gälisch, Asturisch, Minderico, Friesisch und eben auch Plattdeutsch. In dieser Ausgabe von ***kultur*land oldenburg** wird darüber ausführlich berichtet.

Meist jeder in Norddeutschland kennt Platt. Doch die Zahl der aktiven Niederdeutsch-Sprecher hat sich von 1984 bis 2007 halbiert. Das hat eine Studie des Instituts für niederdeutsche Sprache in Bremen ergeben. Das bedeutet, immer weniger Kinder wachsen in unserer Region mit der Selbstverständlichkeit auf, dass die plattdeutsche Sprache neben der hochdeutschen Sprache ihren festen Platz im Alltag der Menschen hat, so wie es in den Ländern üblich ist, aus denen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer bei „Liet International“ stammten. Dabei bestätigen Ergebnisse von Untersuchungen zur Bedeutung von Mehrsprachigkeit, dass man Kindern damit einen Bildungsvorteil verschafft: Frühe Mehrsprachigkeit fördert die Intelligenz, die Sprechfähigkeit und den sprachlichen Ausdruck der Kinder.

Die Saterfriesen versuchen über den Weg Erziehung und Schule, ihre heimische Sprache zu retten. Sie haben erkannt, dass das nur mit einem klaren Konzept und einer gezielten Strategie möglich ist. Das Niederdeutsche kann sich, so wie das Saterfriesische auch, auf die Europäische Sprachencharta und den im August 2011 in Niedersachsen verabschiedeten Erlass „Die Region und ihre Sprachen im Unterricht“ beziehen, wenn die Sprache verbindlich und gezielt gefördert werden soll. Dass das möglich und realisierbar ist, zeigt der Vorstoß der Freien und Hansestadt Hamburg. Zum Schuljahr 2010/2011 führte Hamburg das Schulfach Niederdeutsch ein. Schleswig-Holstein hat jetzt mit 27 Projektschulen nachgezogen. Was dort möglich ist, sollte in Niedersachsen auch umsetzbar sein.

Um Plattdeutsch und Saterfriesisch als lebendige Sprache in die Zukunft zu tragen, bedarf es so etwas wie eines „Masterplans“ Platt: Fortbildungen und Spracherwerbskurse für Lehrerinnen und Lehrer; Plattdeutsch und Saterfriesisch aufbauend vom Kindergarten an und als Unterrichtsfach von der Grundschule an.

Wi könnt use Kinner wat Goodes doon, wenn wi dorför sorget, dat Platt ehre Spraak weed. Plattdüütsch kann eine „Poorten in eine natürlicke Tweispraakigkeit“ wäsen un weern. Dor könnt wi us mit anner Spraakfamilgen tosaamedoon un mitnanner vannanner lernen.

Plattdeutsch und Saterfriesisch sind mehr als Folklore: Sie schaffen Verortung, bilden Heimat ab, erweitern die Kompetenzen der Schülerinnen und Schüler sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vor allem im Bereich der Kranken- und Altenpflege im Oldenburger Land.

Mit den vielfältigen Projekten und Initiativen der Oldenburgischen Landschaft (Fachstelle Niederdeutsch, PLATTART, Plattsounds, Plattdeutscher Lesewettbewerb, Familienfreizeit Platt, Platt in der Pflege) sind wir auf einem guten Wege. Man wo seggt de Plattdüütsche: Snacken könnt wi väle – Man Doon is’n Ding!

In diesem Sinne wünscht Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre – nicht nur des Berichtes über den Wettbewerb „Liet International“

Heinrich Siefer. *Foto: Willi Rolfes*

Heinrich Siefer
Leiter der Arbeitsgemeinschaft Niederdeutsch der Oldenburgischen Landschaft

Im Sommer aufs Land

Im Palais Rastede verbrachten Oldenburgs Erbprinzen die schönste Zeit des Jahres

Von Karin Peters

Oben: Glaskabinett mit Blick in den Rasteder Schlossgarten, Lithografie nach Detloff, um 1850, Stadtmuseum Oldenburg.

Sie hat den wohl schönsten Arbeitsplatz in Rastede. „Aber im Winter zieht es eiskalt durch den Dielenboden!“ – Dr. Claudia Thoben lacht. Sie ist wissenschaftliche Leiterin des Palais Rastede. Anders als die Herzöge, die sich hier nur im Sommer aufhielten, ist ihr Büro das ganze Jahr über besetzt. Schließlich laufen hier regelmäßig Ausstellungen, Konzerte, Lesungen und Theateraufführungen, die sie für den Kunst- und Kulturkreis Rastede verwaltet und gestaltet. Heute bin ich mit der Historikerin zu einer kleinen Führung verabredet. Schon immer wollte ich wissen, welche Geschichten hinter der zauberhaften Fassade des kleinen Lustschlosses stecken …

Ein Palais vom Papa

„Schauen Sie“, Claudia Thoben zeigt mir eine alte Lithografie, „so sah das Palais früher einmal aus.“ Zu sehen ist ein recht schlichtes Gebäude im klassizistischen Stil. Noch ohne Kuppel, ohne Mansardengeschoss und ohne repräsentative Extras. Errichtet wurde es vermutlich um 1788 durch den herzoglichen Reisemarschall von Schmettau. Später erwarb Herzog Peter Friedrich Ludwig das Landhaus für seine Rasteder Sommerresidenz und machte es seinem Sohn, dem Erbprinzen Paul Friedrich August, zum Geschenk. Die Lage, direkt gegenüber dem Schloss, war einfach ideal. „So konnte der Vater seinen Sohn stets gut im Blick behalten“, sagt Thoben mit einem Augenzwinkern. August jedenfalls hatte seine Freude an diesem kleinen und privaten Feriendomizil. Und auch sein Nachfolger Nikolaus Friedrich Peter, der dem Palais 1882 sein heutiges Aussehen gab, verbrachte hier unbeschwerte Sommertage.

Aber wie lebten die Fürsten auf dem Lande, abseits von Hofetikette und Regierungsgeschäften? Ein paar der privaten „Geheimnisse“ könne sie sicher lüften, verspricht Claudia Thoben. Zumal das Palais neben den authentischen Räumlichkeiten eine Dauerstellung mit vielen historischen Briefen, Dokumenten und Exponaten zeigt. Unsere Zeitreise beginnt im Entree des Hauses. Über vier Meter hoch ist der Raum, Pfeiler mit Rundbögen und aufwändig gearbeitete Flügeltüren bereiten einen stilvollen Empfang. „Oft reisten die Herrschaften schon im Juni mit der Kutsche an und blieben bis September“, erfahre ich, „hier konnten sie sich einmal ganz der Erho-

Oben: Dr. Claudia Thoben, wissenschaftliche Leiterin des Palais Rastede, heißt Kulturschaffende und Besucher herzlich willkommen. Der „Goldene Salon" bietet zudem ein fürstliches Ambiente für standesamtliche Trauungen. *Foto: Karin Peters*
Rechts: Das Palais heute. *Foto: Heinz Eickenberg*

lung und der Familie widmen." Die Dienerschaft traf bereits einige Tage früher ein, um alles zu richten. Darunter sicher auch Wilkens, der treue Leibkammerdiener von Paul Friedrich August. Was man an Mobiliar und Ausstattungsstücken brauchte, wurde aus Oldenburg mitgebracht. Ein richtiger kleiner Umzug also. Schließlich wollte August auch „im schönen freundlichen Rastedt, was so einsam, heimlich und friedlich ist", auf keinerlei Komfort verzichten.

Wassersuppe für den Fürsten

Wir kommen ins Esszimmer des Hauses. Es ist über einen schmalen Gang mit dem Nachbargebäude, dem sogenannten Kavalierhaus, verbunden. Durch den Keller hindurch befand sich in einem Anbau die Küche. Weit genug weg, um bei Küchenbränden nicht das Haupthaus zu gefährden. Jedenfalls hatte das Personal einige Laufstrecken zu absolvieren, denn es wurde reichlich aufgetischt. Kein Wunder, dass August in seinen späten Jahren sehr zum Dickwerden neigte, wie Wilkens in seinen Lebenserinnerungen festhielt. Bereits zum Frühstück habe er Koteletts, Spargel, Kartoffeln, Kompott und Käse verspeist. „Ich bin sehr, sehr oft in die Küche gegangen zu bitten, dass man doch nicht zu kräftige Speisen bereiten und nur gut schmeckende Wassersuppen machen möge", so der besorgte Diener.

Nach dem Mahl begab sich August sicher gern nach nebenan ins Herrenzimmer. Vielleicht um noch einige Schreibarbeiten zu erledigen oder eine Partie Billard zu spielen. Heute steht der Raum leer. „Leider gibt es im ganzen Haus kein einziges originales Möbelstück mehr", bedauert Thoben. Nach Abschaffung des Herzogtums im Jahre 1918 habe man das Palais komplett ausgeräumt und anderweitig genutzt. Selbst die dunkelgrüne Tapete im Herrenzimmer sei eine Reproduktion. Die Wissenschaftlerin geht aber davon aus, dass der Raum früher ganz im Sinne des Historismus eingerichtet war. Das heißt, in dunklen Farben und mit pompösen Möbeln, bei denen man gern vergangene Stilepochen imitierte.

Nicht nach Cäcilies Geschmack

Nur eine Tür weiter präsentiert sich der „Goldene Salon". Voilà, was für ein Auftritt! Staunend stehe ich auf dem seidig glänzenden Sternenparkett. Ein prachtvoller Kristallleuchter funkelt von der mit aufwendigen Malereien gestalteten Decke. Wandpfeiler mit plastischen, teils vergoldeten Ornamenten und Kapitellen geben dem Raum ein fast mediterranes Ambiente. Ja, so habe ich mir fürstliches Wohnen vorgestellt. Vor meinem geistigen Auge sehe ich die Dame des Hauses, die mit rauschendem Kleid zum Fenster schreitet, die schweren Vorhänge an den Fenstern beiseite schiebt und ihren Blick über den herrlichen Park bis hinüber zum Schloss schweifen lässt. – Cäcilie muss begeistert gewesen sein!

Ein fragender Blick zu Claudia Thoben. Sie lächelt vage. Kaum zu glauben, aber der dritten Gemahlin des Großherzogs habe das Palais ganz und gar nicht gefallen. Als August ihr kurz nach der Eheschließung im Jahre 1831 sein geliebtes kleines Domizil in Rastede präsentierte, habe sie wahrscheinlich „Heil dir, o Oldenburg" geseufzt und wäre am liebsten gleich wieder umgekehrt. Ob es am verregneten Sommer lag? Oder an den großen, dunklen Bäumen? Auf jeden Fall sei ihr alles viel zu düster und zu eng gewesen, erklärt die Historikerin. Erst als August mit ihr 1841 in das große Schloss gegenüber einzog und für sie ein Kabinett mit drei riesengroßen, lichtdurchfluteten Glaswänden anbauen ließ, konnte sie ihren Aufenthalt in der Sommerresidenz genießen.

Freund der Bäume

Von Schiebetür zu Schiebetür öffnen sich weitere Privatgemächer der „königlichen Hoheiten". Am Ende der Enfilade erreichen wir das Gartenzimmer. Es liegt – warum auch immer – an der Nordseite des Palais. Ein Ausgang führt direkt ins Grüne. Ursprünglich gab es nur einen kleinen Garten, kaum

Aktuelle Veranstaltungen im Palais Rastede

Theater „Orlando“
Bis Ende April 2015:
„Kleine Eheverbrechen“
Infos und Karten unter
04402/598820 oder
www.theater-orlando.de

Soiree im Palais
19. April, 18 Uhr:
„Du bist meine Mutter“
mit Markus Kiefer
9. Mai, 20 Uhr:
DUO CONCERTO, Konzert für
Violine und Klavier

Infos u. Karten:
Buchhandlung Tiemann,
04402/83840

Kindertheater
10. Mai, 15 Uhr:
Ritter Rost, musikalische Lesung

Infos u. Karten:
Buchhandlung Tiemann,
Tel.: 04402/83840

Ausstellungen
bis 3. Mai:
Wilhelm M. Busch (1908 – 1987)
und Sofie Busch (geb. 1965),
„Buschwerke“
17. Mai – 12. Juli:
Bildhauerwerkstatt – reloaded
19. Juli – 6. September:
Wolfgang Nebel – in or out
26. Juli – 13. September:
Maike Kloss – Malerei
11. Oktober – 13. Dezember:
Ausstellung zum Kunst- und
Jugendkunstpreis
der Gemeinde Rastede

breiter als das Palaisgebäude. Dass sich heute rund ums Haus ein weiträumiger Landschaftspark im englischen Stil mit verschlungenen Wegen, einer Vielfalt fremdländischer Gehölze und raffinierten Sichtachsen befindet, haben wir Großherzog Nikolaus Friedrich Peter zu verdanken. Augusts ältester Sohn aus zweiter Ehe war ein leidenschaftlicher Kunst- und Naturliebhaber. Er hatte, wie ein zeitgenössischer Historiker in einem Nachruf schrieb, „zu seinen Gärten und Parkanlagen ein ganz persönliches Verhältnis, zu jedem Baum sogar, denn er blickte auf die ausgebildete lebendige Individualität in der Natur mit der Freude einer künstlerischen Empfänglichkeit; es bedurfte seiner ausdrücklichen Genehmigung, wenn einmal die Axt an einen ihm ans Herz gewachsenen Baum gelegt werden musste“.

Großherzog Peter war es auch, der das einstöckige Palais in ein repräsentatives Schlösschen verwandelte. Wir gehen die Treppe hinauf ins Obergeschoss, das es ohne ihn nicht gegeben hätte. Claudia Thoben zeigt mir eine ganz besondere kleine Kostbarkeit: Ein dickes Handwerkerbuch von 1882. Fein säuberlich hat Meister Brötje darin aufgelistet, wie viele Steine er für den Umbau vermauert hat, nämlich 196.100 Stück.

Eine Gazelle namens „Sylvia“

Der letzte Oldenburger Monarch scheute keinen Aufwand, um dieses von ihm bevorzugte Sommerhaus herauszuputzen. Allein schon die glücklichen Kindheitserinnerungen. Er und seine Geschwister genossen es, im Freien zu spielen. Und dann die vielen Tiere im Park, die es zu füttern und zu beobachten galt. Vater August hatte sogar Volieren mit exotischen Vögeln aufstellen lassen. Auch bei Amalie, seiner ältesten Tochter aus erster Ehe, hinterließen diese Aufenthalte einen bleibenden Eindruck. Noch später, als Königin von Griechenland, schickte sie für ihre Geschwister ein Lama, Tauben und eine Gazelle namens „Sylvia“ in die ferne Heimat. „Ich freue mich“, schrieb sie, „dass meine kleine Menagerie gut angekommen ist, wage aber zu bemerken, dass Frau Sylvia, in der Hofluft groß geworden und von fürstlichen Händen gefüttert, die Oldenburger (Hofluft) ihr besser als die Rasteder zusagen wird, denn verzogen müssen diese etwas zärtlichen Tiere werden.“

Ob Amalie, liebevoll „Marle“ genannt, wohl irgendwo hier oben im Palais ihr Kinderzimmer gehabt hat? – Könnte sein, vermutet Thoben. Jedenfalls begegnen wir ihr jetzt hier in Form einer äußerst anmutigen und kunstvoll ausgeführten Porzellan-Statuette. Gerade erst vor wenigen Monaten sei sie ins Palais eingezogen, freut sich die Leiterin. Ein Glücksfall, denn bisher befand sich das 1849 vom Bildhauer Eduard Mayer gefertigte Exponat in privater Hand. Der Besitzer sei inzwischen verstorben. Er habe sich gewünscht, dass Amalie wieder in ihr Vaterhaus zurückkehrt. Schließlich sei sie die Vorzeigetochter aus dem Hause Oldenburg gewesen. „Als sie 1836 den griechischen König Otto heiratete – das war das Ereignis schlechthin für Oldenburg!“ Ein bisschen Heimweh muss sie wohl doch gehabt haben. Wöchentlich trafen Briefe an ihren „Engelspapa“ und ihre „Engelsmama“ ein. Und wenn sie selbst mal persönlich aus Athen anreiste, versäumte sie es nie, dem Palais Rastede einen Besuch abzustatten.

Viel Sinn für schöne Künste

Apropos Reisen. Auch der Rest der Familie war viel und gern unterwegs, wie Zeitdokumente im nächsten Raum belegen. Ob zu Besuch bei Verwandten, zur Kur in Bad Pyrmont oder zum „Shoppen“ in Berlin, London und Paris. Claudia Thoben weist mich auf einen Zeitungsartikel von 1896 hin. Da ist von einer der zahlreichen Italienreisen die Rede, die Großherzog Peter gewöhnlich mit seiner Gemahlin und später mit seiner Enkelin Sophie Charlotte im Frühjahr unternahm. Bei diesen rein privaten Vergnügungen reiste er meist inkognito, um dem ganzen Zeremoniell und den vielen Aufwartungen zu entgehen. Stattdessen hielt sich „Graf Rastede“, so sein Deckname, lieber in Galerien und Künstlerkreisen auf – immer auf der Suche nach neuen Schätzen für seine bedeutende Gemäldesammlung.

Ja, das muss man den Oldenburger Landesfürsten lassen: Sie hatten viel Sinn für Kultur und schöne Künste. Oder man denke nur an Cäcilie,

Bilder links und unten: Ein stilvoller Treppenaufgang führt in das Mansardengeschoss, das erst 1882 unter Großherzog Nikolaus Friedrich Peter (1827 – 1900) entstanden ist.
Wie an einer Perlenschnur, nur durch Schiebetüren voneinander getrennt, fädeln sich die repräsentativen Räume des Schlösschens hintereinander auf.
Fotos: Karin Peters

die bekanntlich die Melodie zur „Oldenburg-Hymne“ komponierte und eine begeisterte Förderin der Schauspielkunst war. Immerhin finanzierte sie 1833 den Vorläufer des jetzigen Oldenburger Staatstheaters. Sie wäre bestimmt entzückt gewesen, wenn sie wüsste, dass im Palais heute eines der kleinsten, aber feinsten freien Theater Niedersachsens seinen Auftritt hat: das Theater Orlando. Mit großer Geste öffnet Claudia Thoben die Flügeltür zu einem gerade mal 36 Quadratmeter großen Salon. Auf der einen Seite steht noch das weiße Sofa, auf dem sich bis April das dramatische Schauspiel „Kleine Eheverbrechen“ abspielt. Direkt davor stehen die Stuhlreihen mit 30 Plätzen für das Publikum. „Man hat das Gefühl, man sitzt auf der Bühne“, schwärmt meine Begleiterin, „der Zuschauer bekommt hautnah jede Regung, jede Mimik mit, so kann er wirklich in den Gesichtern der Schauspieler lesen.“ Natürlich sei sie gern bei jeder Premiere dabei, „und oft auch noch ein zweites Mal“.

Unser Rundgang nähert sich dem Ende. Auf dem Weg zum Ausgang erfahre ich noch, dass sich die Rasteder Sommerresidenz bis heute in Familienbesitz des Hauses Oldenburg befindet. Allerdings wurde das Palais-Ensemble in den 80er-Jahren langfristig an die Gemeinde Rastede verpachtet, die das Ganze aufwendig restaurierte und der Öffentlichkeit zugänglich machte. Das einstige Lustschloss entwickelte sich zum überregional bekannten Musentempel. Der Kunst- und Kulturkreis Rastede kümmert sich um das vielfältige Kulturprogramm. Womit wir wieder

bei Claudia Thoben wären. Die holt jetzt ihren riesigen Türschlüssel aus der Tasche und macht Feierabend im Palais. Vielen Dank für diesen spannenden Blick durch das Schlüsselloch des Schlösschens.

Die ganz eigene Kunst der Helga Kreuzritter

Unverwechselbare Skulpturen, Objekte, Materialbilder, Collagen und Gemälde – allerdings so unterschiedlich, dass man sie niemals einer einzelnen Künstlerin zuordnen würde

Von Ursula von Malleck

Ein Rechteck aus blitzendem Aluminium – wie zufällig darauf verteilt zarte Farbflecke. Im Vordergrund ganz klar ein Stier – strotzend vor Kraft und doch so verletzbar. – Fröhlich und hoffnungsfroh spreizt ein plastisches Wesen seine kümmerlichen Flügel, will sich in die Lüfte erheben, obwohl seine Ergonomie dies wohl kaum zulässt. – Daneben eine 3,5 Meter hohe Edelstahlplastik, klar und technisch – „Balance" –, eine Waage, die auf der einen Seite das Streben der Wirtschaft und auf der anderen Seite die Ozeane symbolisiert. – Ein Gouache-Triptychon, „Camouflage", mit reliefartiger Wirkung – zerborstene Marmorstücke auf den ersten Blick –, wer aber genau hinsieht, erkennt Gesichter aus längst vergangener Zeit, die tiefe Emotionen wecken. – Kleine Männchen, die einen Stab hinaufklettern, danach strebend, die Spitze zu erreichen. Manche stürzen ab oder „werden abgestürzt". Nur einer erreicht sein Ziel und – wird aufgespießt –: die Plastik „Spitzenmanager".

All diese so unterschiedlichen Werke sind nur ein winziger Einblick in das Schaffen von Helga Kreuzritter, die in der Vielseitigkeit und Unterschiedlichkeit ihrer Arbeiten kaum zu überbieten ist. Seit mehr als 50 Jahren fühlt sie sich getrieben, das, was sie bewegt oder amüsiert, künstlerisch auszudrücken, es Gestalt annehmen zu lassen. In ihrem unerschöpflichen Erfindungsreichtum sucht sie dafür stets neue Mittel und Materialien, experimentiert, mischt und kombiniert meisterlich die unglaublichsten Werkstoffe und Farben. Als Hände und Körperkraft das Skulptieren nicht mehr zuließen, kreierte sie ein plastisches Material, das diesen Zweck erfüllt, ihr aber im Ausdruck ganz neue Freiheiten ermöglicht. Daneben entdeckte die Künstlerin Aluminium als Malgrund. Sie lenkt die sparsam aufgetragene Farbe mit Händen und Fingerspitzen, kalkuliert die Effekte und Spuren des langsamen Trocknens, nutzt die Reflexionskraft des Metalls. Das Ergebnis: „Alupainting" – eine noch nie dagewesene Kombination mit facettenreicher Ausstrahlung.

Dass ihr Kunststudium nur kurz war, hat sich gelohnt. Die gebürtige Nordrhein-Westfälin, die seit drei Jahren in Bad Zwischenahn lebt, wollte sich nicht verbiegen oder einnorden lassen. Sie wollte nicht mitziehen bei den angesagten Kunsttrends, wollte frei sein, um unbeeinflusst aus sich selbst heraus zu schaffen. Mittlerweile verkauft sie ihre außergewöhnlichen Werke weltweit. Der internationale Durchbruch kam mit ihrer Beteiligung am Kunstprogramm der EXPO 2000 in Hannover. Es folgten Ausstellungen in Peking, St. Petersburg, New York, London, Istanbul, Wien, Brüssel, dem Pariser Louvre oder Florenz, wo Helga Kreuzritter aus der Hand des nigerianischen Nobelpreisträgers Wole Soyinka die Silbermedaille des internationalen Künstlerwettbewerbs „Caterina de' Medici" erhielt. 2012 wurde vom Verlag Pashmin Art Management auch ein 315 Seiten starkes Kunstbuch in deutscher und englischer Sprache herausgegeben: „The World of Helga Kreuzritter – Five Decades of Sculpting and Painting". Einfach zauberhaft ist ihr im Herbert-Utz-Verlag erschienenes Büchlein „Zwei Hunde und ihre Menschen im Winter auf Sylt". Nun haben Kunstliebhaber die Möglichkeit, sich unabhängig von Ausstellungen am Schaffen Helga Kreuzritters zu erfreuen. Doch auch in Bad Zwischenahn kann man zwei Skulpturen der Künstlerin bewundern: Den „Augenbaum" im Park der Gärten und „Wächter" vor einer Residenz am Ende des Seerosenweges.

Die Themenkreise der Künstlerin sind vielfältig, lassen sich jedoch grob in zwei große Linien gliedern: Zunächst der Mensch selbst in all seinen Facetten. Kreuzritter wirft Schlaglichter auf Charaktere, stellt Sitten, Überlieferungen und Institutionen infrage. Sie fühlt mit dem Menschen in seinem Kämpfen und Straucheln oder spiegelt ihn als selbstverliebte Zentralfigur mit seinem Macht- und Erfolgsstreben, seinem „Sich-Aufblasen" und Scheitern durch Selbstüberschätzung. Hier zeigt sich Helga Kreuzritter als große Satirikerin, eine

Eigenschaft, die in der Bildenden Kunst eher selten zu finden ist. Ihr tiefgründiger, oftmals schwarzer Humor tritt in Aktion, wenn sie zum Beispiel in der Skulptur schwarz-rot-goldener „Eiertanz“ die fehlende Entscheidungsfreude von Politikern aufs Korn nimmt, „S-VIP“ auf die transparenten Flügel eines skurrilen, aus Baumarktteilen kreierten Insekts schreibt und damit all die um den Globus jettenden Very Important Persons karikiert oder DIE „Mona Lisa“ in einem Alupainting liebevoll als „Mona und Lisa“ persifliert – zwei kecke junge Damen mit unergründlichem Blick.

Der nächste große Themenkreis ist der Mensch in seinem Verhältnis zur Umwelt. Dies ist Helga Kreuzritter ein besonders tiefes Anliegen. Sie gibt Denkanstöße, errichtet Mahnmale und weist auf Schäden hin, die der Mensch seiner ihn doch eigentlich erhaltenden Umwelt zufügt, wie beispielsweise in ihrem Installationszyklus „5 nach 12?“, der neben dem Aufzeigen des bereits Verlorenen auch auf die Fähigkeit des Menschen hinweist, zur Besinnung zu kommen und Verantwortung zu übernehmen. Oder mit der beeindruckenden Skulptur „Ölpest“, ein aus Mooreiche gefertigter Vogel, der mit aller Kraft versucht, dem tödlichen Ölschlamm zu entkommen.

Zu diesem zweiten Themenkreis gehört auch das Erinnern an längst Vergangenes und sein Bezug zur Gegenwart wie in dem Relief-Bild „Dreamtime – Guardians of the Secret“, dem „50 Million Years-Frog“, einem fossilen Froschskelett, das aus seinem Rahmen zu klettern sucht, oder indem sie von der Wegwerf-Gesellschaft Ausgemustertem neue Gestalt verleiht. Etwa bei „Kommunikation“, einer Skulptur, in der man sich unterhaltende Hunde zu sehen glaubt und erst auf den zweiten Blick erkennt, dass hier Einweg-Kleiderbügel raffiniert zum Kunstgegenstand umfunktioniert wurden.

Die Künstlerin Helga Kreuzritter ist eine Frau, die sich als Teil des gesamten Lebens begreift. Sie spürt und versinnbildlicht die Wurzeln, die im Archaischen liegen. Ihre tiefe Verbindung zur Natur spricht aus ihren Werken – obwohl keines von ihnen die Natur abbildet. Alles ist – der Natur gemäß – aus ihr heraus fließender Ausdruck von Empfindungen. Sehnsucht, Trauer, Mitgefühl und immer wieder die Hoffnung darauf, dass sich die misslichste und verfahrenste Situation zum Guten wenden kann. So, wie in dem neuesten Triptychon der Künstlerin auf Alu, wo sie in der ihr eigenen Symbolik das augenblickliche Weh und den Schrecken in der Welt zum Ausdruck bringt und im Schlussbild zeigt, dass sich auch hier die Wogen glätten werden.

Helga Kreuzritter. Foto: privat
Links: Ölpest, 1987, Skulptur, Mooreiche/Stein, Höhe 69 cm.
Oben: Dreamtime – Guardians of the Secret, 2000, Relief-Bild, 60 x 80 cm.
Fotos: Agentur Pashmin

Frühling bei den Deichblondinen

Von Karin Peters (Text) und Peter Andryszak (Fotos)

Jetzt, um die Osterzeit, sind sie die Attraktion auf unseren Deichen: wollige Lämmer, die an Mutters Seite die Welt entdecken. Eine Karriere als „Deichbeamte“ ist ihnen sozusagen schon in die Wiege gelegt. Was keine Maschine schafft, erledigen die blonden Lockenköpfe ganz nebenbei beim Fressen und Spaziergehen. Sie trampeln die Erde fest, halten die Grasnarbe kurz und sorgen so dafür, dass wir bei Sturmfluten nicht untergehen.

„Wind haben wir erst, wenn die Schafe keine Locken mehr haben“

Über Schafe kursieren fast ebenso viele Witze und Spötteleien wie über andere Blondinen. Deichschafe, so heißt es in Ostfriesland, seien eine ganz spezielle Rasse. Sie hätten auf der einen Seite lange und auf der anderen kurze Beine, damit sie an den steilen Hängen nicht umkippen. Um auch die flachen Marschwiesen beweiden zu können, würde man Schafe mit gleich langen Beinen züchten – das seien dann aber definitiv keine Deichschafe, sondern eben Marschschafe.

Um es gleich vorweg zu nehmen: Deichschafe sind natürlich keine eigene Art. Meist handelt es sich um die robusten Texel-Schafe, Suffolk, Schwarzkopf oder Kreuzungen daraus. Zu Tausenden ziehen sie über unsere Deiche und tun, was sie nicht lassen können: weiden, fressen, schlafen. „Deichbeamte“ nennt man die gutmütigen Wiederkäuer auch scherzhaft. Vielleicht wegen ihrer sprichwörtlichen Schafsgeduld? Auf jeden Fall sind sie unentbehrlich im Küstenschutz.

Obwohl wir Menschen seit ewigen Zeiten Deiche bauen, sind wir relativ spät auf die Idee gekommen, deren Erhalt und Pflege den Schafen zu überlassen. Immer wieder rissen Sturmfluten die mit Gras befestigten Erddämme nieder, Hochwasser bedrohte das Leben der Küstenbewohner und zerstörte wertvolles Wirtschaftsland. Erst vor knapp hundert Jahren gewannen die Deichgrafen entlang der deutschen Nordseeküste die Einsicht: Einige Hundert Hammelbeine treten einen Untergrund fester als alle Stampfmaschinen! Schnucken aus der Heide erwiesen sich allerdings als ungeeignet. Es war ihnen eindeutig zu nass und zu stürmisch in einem Landstrich, in dem noch heute der Spruch gilt: „Wind haben wir erst, wenn die Schafe keine Locken mehr haben.“ Also schaute man sich nach Alternativen um. Nach „Deichschafen“ eben. Zum Beispiel solchen, wie sie die Niederländer auf der Insel Texel züchten.

Apropos Ostern …

Kein Schaf glaubt an den Osterhasen. Nein, eigentlich gebührt dem Lamm die Ehre, als Symboltier für das höchste Fest der Christenheit zu stehen. Kenner behaupten sogar, die hüpfende, eierlegende Konkurrenz sei nur aus einem Missgeschick heraus entstanden. Und zwar weil sich das traditionelle Osterbrot – natürlich in Form eines Lammes – einmal so sehr im Ofen verformt hätte, dass es wie ein Hase aussah.

Von Mäh-Arbeiten und Trippelwalzen

Seither klappt die Zusammenarbeit ausgezeichnet. Deichschafe zeigen vollen Körpereinsatz. Mit ihrem Lebendgewicht von etwa zwei Zentnern, verteilt auf vier kleine Klauen, leisten sie

Ganz schön kompliziert … bei „Familie Schaf“ heißt das männliche Tier Widder, Bock oder Stär, das weibliche Mutter-Schaf oder Zibbe und das Jungtier Lamm. Einen kastrierten Widder nennt man Hammel, Kappe oder Schöps.

etwa das gleiche wie eine Wiesenwalze, die mit dreitausend Kilogramm je Meter Arbeitsbreite auf den Boden einwirkt. Das hat man tatsächlich ausgerechnet. Die liebevolle Bezeichnung „Trippelwalze“ trifft genau den Kern. Unermüdlich stampfen die weißen Zotteltiere den Boden fest, verdichten die Grasnarbe und halten sie kurz. Was sie vorne fressen, kommt hinten in schwarz glänzenden Kügelchen als Dünger raus. – Echte Multitalente, und umweltfreundlich dazu. Kühe wären für diesen Job übrigens völlig ungeeignet. Sie knabbern das Gras nicht ab, wie Schafe, sondern reißen das Futter aus. Außerdem sind sie natürlich viel zu schwer und würden die abfallenden Deichseiten ins Rutschen bringen.

Deichschafe können noch mehr: Löcher stopfen zum Beispiel. Wo sie hintreten, haben Maus und Maulwurf keine Chance. Ganz nebenbei drücken sie mit ihren Hufen die geheimen Gänge der unterirdischen „Deich-Saboteure“ zu und nehmen dem flutenden Wasser damit wesentliche Angriffspunkte. Ja, sie haben sich sogar als Wetterpropheten qualifiziert. Deichschäfer schwören darauf: Wenn eine Sturmflut droht, stehen die Schafe alle auf der Landseite.

Total belämmert

Rund um die Uhr, vom Frühjahr bis zum Herbst, sind die gutmütigen Vierbeiner unter freiem Himmel im Dienst. Zu tun gibt es genug. Allein in Niedersachsen müssen mehr als tausend Kilometer Deich an der Küste, den Flussmündungen und den Inseln abgegrast werden. Da freut man sich über Verstärkung. Und die gibt es im Frühjahr reichlich. Mutterschafe bringen nach einer Tragzeit von etwa 145 Tagen in der Regel ein bis zwei Lämmer zur Welt. Kaum ist draußen der Frost vorbei, stürmen die knuddeligen Wollknäule unsere Deiche. Und was tun diese Naturtalente als Erstes? Genau: Sie „mähen“.

Übrigens: Der berühmte Zoologe Alfred Brehm (1829 – 1884) zählte offensichtlich nicht zu den Schaf-Fans. So schrieb er in seinem Standardwerk „Brehms Tierleben“: „Das Schaf ist ein sanftmütiges, ruhiges, geduldiges, einfältiges, knechtisches, willenloses, furchtsames und feiges, mit einem Wort höchst langweiliges Geschöpf. Einen Charakter besitzt es gar nicht. Es bekundet geistige Beschränktheit, wie sie bei keinem Haustier weiter vorkommt. Das Schaf lernt nie etwas und weiß sich deshalb allein nicht zu helfen.“ – Millionen Schafe wissen’s besser!

Georg von der Vring
und seine Jahre in Jever

Von Werner Menke

In seinem Bericht über das Schuljahr 1919/20 teilt der damalige Direktor des Mariengymnasiums Jever, Ottomar Müller, den Dienstantritt des Zeichenlehrers Georg von der Vring zum 1. Dezember 1919 mit. In einer Fußnote finden sich biografische Angaben zu dem neuen Lehrer:

**Georg von der Vring, geb. am 30. Dez. 1889 in Brake, besuchte das Lehrerseminar in Oldenburg und stand 1910 – 12 im oldenburgischen Volksschuldienst. 1912 – 14 besuchte er die Kgl. Kunstschule in Berlin und bestand die Prüfung als Zeichenlehrer f. höh. Schulen. 1914 – 15 war er am Realgymnasium in Rüstringen beschäftigt. Er kämpfte darauf besonders an der Westfront mit und wurde 1917 Offizier. Im September 1918 fiel er schwer verwundet in amerikanische Gefangenschaft, ein Jahr darauf kehrte er in die Heimat zurück.*

Der kurze Abriss beschränkt sich auf knappe Informationen zu Ausbildungs- beziehungsweise beruflichen Stationen und auf den soldatischen Werdegang Georg von der Vrings. Dieser erscheint in seiner bisherigen Biografie als ein durchaus typischer Vertreter seiner Generation; für die zu Beginn der Weimarer Republik gerade Dreißigjährigen, die zumeist erst am Beginn ihrer beruflichen Entwicklung gestanden hatten, war der Krieg zum entscheidenden Erlebnis geworden, aus dem die meisten physische oder psychische Verwundungen davongetragen hatten. Viele ihrer Jahrgangsgenossen waren gefallen – für Georg von der Vring etwa wird der Soldatentod guter Freunde zu einem Thema, das seine literarisches Schaffen bis in sein Alter durchzieht.

Von irgendwelchen literarischen Ambitionen allerdings ist in den Erläuterungen des Jahresberichts zur Person von der Vring nicht die Rede. Das verwundert nicht, hatte dieser sich doch bis dahin noch keinen großen Namen als Dichter gemacht. Zwar waren bereits einige seiner Gedichte und Erzählungen in den Oldenburger „Nachrichten für Stadt und Land“ und 1913 sogar ein schmaler Lyrikband mit dem Titel „Muscheln“ erschienen, doch der blieb von der Öffentlichkeit weitgehend unbeachtet. Seine eigentliche, prägende Entwicklung zum Dichter und seine ersten literarischen Erfolge hat von der Vring erst während seiner Zeit in Jever erfahren. Hier wurde 1924 der stark autobiografisch geprägte Weltkrieg-I-Roman „Soldat Suhren“ vollendet, der allerdings erst 1927 als Buch erschien und ein beachtliches Echo in der literarisch interessierten Welt fand. Hier entstand auch der 1925 erschienene Gedichtband „Südergast“, dem zwar kein so großer Publikumserfolg beschieden war, in dem aber Töne angeschlagen waren, die für das weitere lyrische Schaffen von der Vrings bestimmend blieben. Nicht ohne Grund hat er zehn der zwölf Gedichte in spätere Ausgaben seiner Lyrik übernommen, während von den Gedichten des frühen Bandes „Muscheln“ keines in spätere von Georg von der Vring selbst zusammengestellte Sammlungen aufgenommen wurde.

Georg v. d. Vring
Soldat Suhren
wieder vorrätig. (18083
Carl Altona.

An Georg von der Vring, nach dem mit Ratsbeschluss vom 2. März 1989 in Jever eine Straße benannt worden ist, zum wiederholten Male zu erinnern, dafür gibt es viele gute Gründe. Wer im Hinblick auf unsere stark an Jahrestagen ausgerichtete Erinnerungskultur entsprechende Anlässe sucht, der mag auch diese finden: 2014 jährte sich am 30. Dezember der Geburtstag des Dichters zum 125. Mal, zudem am 1. Dezember zum 95. Mal der Tag, an dem Georg von der Vring seinen Dienst in Jever antrat und hier zusammen mit seiner Frau Therese (deren Geburtstag sich am 22. Oktober 2014 zum 120. Mal jährte) für einige Jahre seinen Lebensmittelpunkt fand.

Gewohnt hat das Ehepaar zunächst an der Kleinen Bahnhofsstraße, ab 1923 (nach einer kurzen Zwischenstation an der Sophienstraße) dann an der Schlosserstraße 2. Im Frühjahr 1925 erwarb Georg von der Vring das Haus Südergast 35. Dieser Straßenname wurde dann zum Titel des bibliophilen Bändchens mit zwölf Gedichten und sechs Holzschnitten, das 1925 bei der EOS-Presse in Piesteritz (nahe Halle) gedruckt und im Eigenverlag herausgegeben wurde.

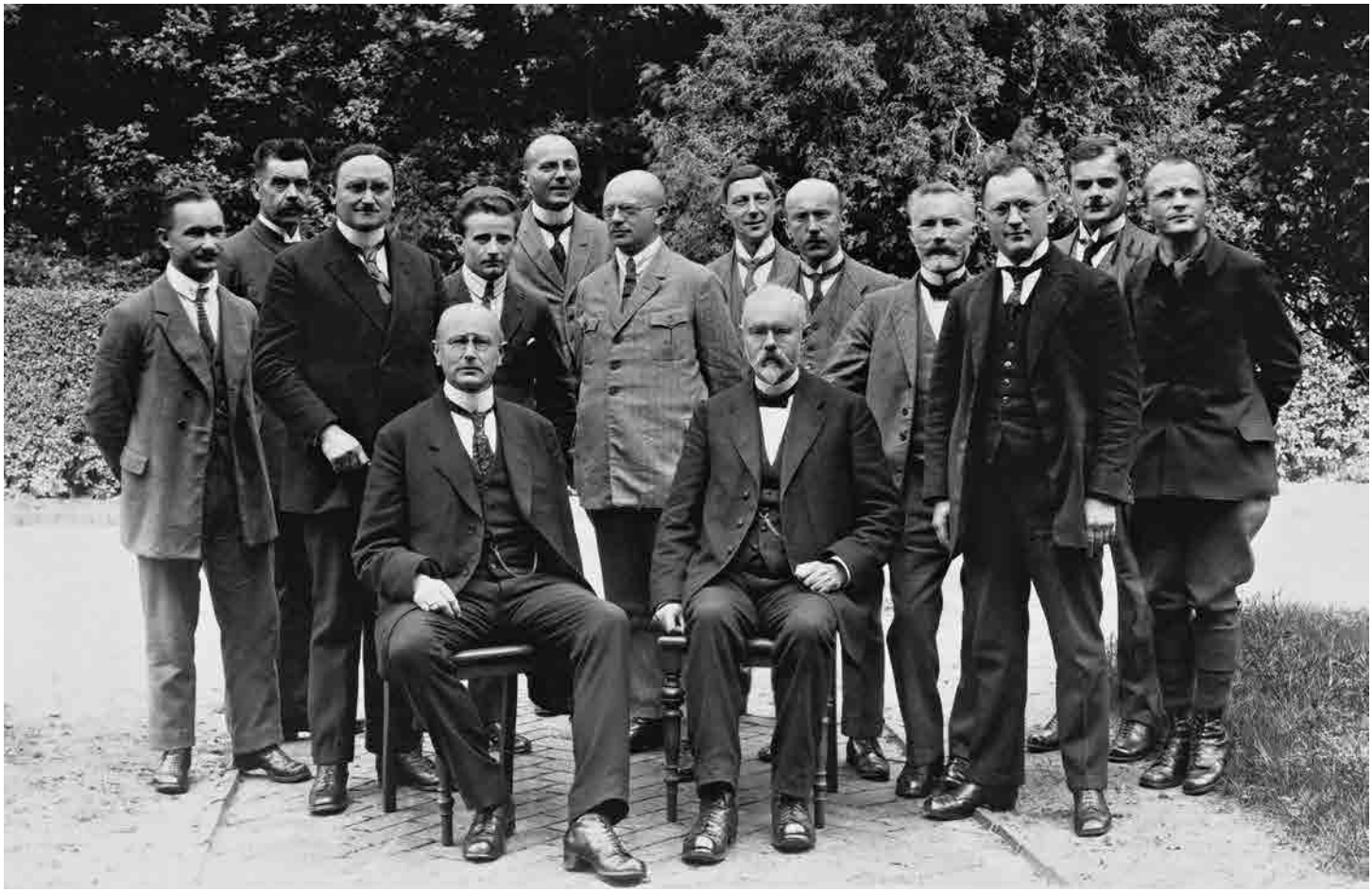
Wie sein Vorgänger gab Georg von der Vring am Mariengymnasium neben dem Zeichen- zunächst auch Musikunterricht. Dazu kam über mehrere Schuljahre Unterricht im Schreiben (Schönschrift), zeitweise

Herbstlied

Des Turmes Gehäuse
Hallt diesen Abend
Am herbstlichen Acker.
Morsch ist sein Holz,
Doch schön ist die Glocke.
Frohlocke, du Bursche!
Sei flink und sei stolz!

Gras ist gemäht,
Und Stroh auf der Diele.
Wir wollen heut singen
Zum Herbstesbeginn,
Beim Äpfelverteilen
Und Tabakrauchen!
Die Radfahrer sausen
An Bohnen dahin.

Entzäume den Schimmel.
Es glänzt ihm im Auge
Vom Himmel ein Stern.
Im Stalle wir singen
Bei Schemel und Kette,
Die Holzschuhe klappern,
Die Glocke von fern.



leitete er auch den Schulchor und das Orchester.

Über das anfängliche Verhältnis zu seinen Kollegen an der Schule bemerkte er in der späteren autobiografisch gehaltenen Skizze „Digitalis“: *Das Kollegium des Gymnasiums bestand außer dem Direktor aus zwölf „gelehrten Gesellen“, wie man sie bei der Gründung dieser Lateinschule genannt hat. Es waren durchweg freundliche Menschen, doch ich hatte anfangs wenig Beziehung zu ihnen. Die Zeit an der Kunstschule und die Frontjahre trennten mich von ihnen […] denn kaum einer hatte den Soldatenrock getragen, und wenn, dann in einer Garnison.“* (Georg von der Vring, Digitalis – Ein Fragment; in: Georg von der Vring. Ein Expressionist in Jever. Begleitband zur Ausstellung im Schlossmuseum Jever vom 13. November 1998 bis 15. Januar 1999; hrsg. v. Jörg Michael Henneberg, Oldenburg 1998; S. 50)

Bei diesen Voraussetzungen verwundert es nicht, dass sich von der Vring in Pausen und Freistunden eher im Zeichensaal als im Lehrerzimmer aufhielt. Der Zeichensaal lag seinerzeit im Obergeschoss des Schulgebäudes und bot einen guten Ausblick in den Schlosspark: „*Von seinen Fenstern ging der Blick über eine Straße, Terrasse genannt, in den Schlossgarten, zu dem stumpfen gotischen Turm, den die Raben gerne aufsuchten, und auf riesige Bäume.*“ (ebd.) Auch wenn man versucht ist, den Dichter hier gleich mehrfach zu korrigieren („gotische“ Merkmale weist der jeversche Schlossturm sicherlich nicht auf, auch wurde er wohl eher von Dohlen als von Raben umflogen), bleibt festzustellen, dass das Bild des Schlossturms für von der Vring ein wichtiges Motiv wurde. Der Band „Südergast“ zeigt einen Holzschnitt des Turms und diesem zugeordnet auf der gegenüberliegenden Seite das Gedicht „Herbstlied“, in dessen Eingangsstrophe der Turm dargestellt wird. Und im Nachlass des Dichters fand sich das Gedicht „Der Schlossturm zu Jever“ („Weit übers Land zum Meere/Aufragt ein alter Turm …“), das allerdings offenbar nicht seine endgültige Form gefunden hatte und daher von Georg von der Vring nicht in einen seiner Gedichtbände aufgenommen worden war. Das „Herbstlied“ dagegen findet sich auch in den späteren Sammlungen „Verse“ (1930) und „Die Lieder des Georg von der Vring“ (1956).

Gestaltet wird eine abendliche ländliche Szene, die durchaus idyllischen Charakter zeigt. Die Ernte ist größtenteils ein-

Georg von der Vring (rechts) zusammen mit Kollegen des Mariengymnasiums (1924). (Quelle Schularchiv MG). Repro: Hartmut Peters

Die Anzeige der Buchhandlung Altona im Jeverschen Wochenblatt vom 14. Dezember 1927 macht deutlich, dass Georg von der Vrings Weltkriegsroman „Soldat Suhren“ in Jever durchaus gefragt war. Repro: Christiane Baier/Schlossmuseum Jever

gebracht, das Tagwerk getan, nun wird gesungen und vielleicht auch getanzt („die Holzschuhe klappern"). In diese frühherbstliche Abendstimmung hinein und zu ihr beitragend tönt aus naher Ferne der Uhrenschlag der Turmglocke.

Für Ortskenner ist der Bezug zu Jever offensichtlich; dass es sich bei dem Turm um den Schlossturm der friesischen Kleinstadt handelt, wird nicht nur durch den illustrierenden Holzschnitt nahegelegt, sondern auch durch die im Gedicht erwähnten Real-Elemente: Die 1736 unter der Leitung des Zerbster Bauingenieurs Jobst Christoph von Rössing abgeschlossene Erhöhung des Schlossturms um einen durch die markante „Zwiebel" gekrönten Aufbau ist im Wesentlichen eine Holzkonstruktion, in der die beiden Glocken hängen, die den Bürgern der Stadt die Stunde schlagen. Und die dargestellte Szenerie insgesamt kann ihren Ort durchaus an der Südergast haben, deren Umfeld in den 1920er-Jahren noch stark ländlich geprägt war.

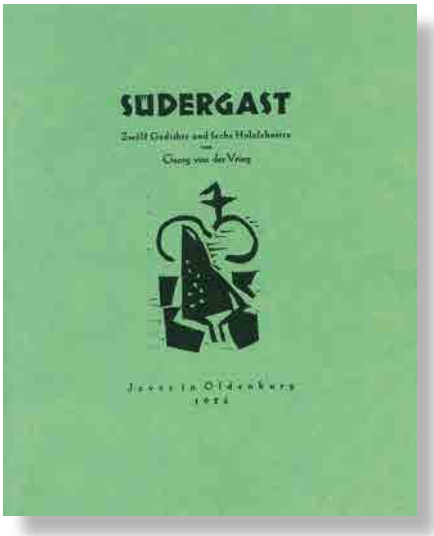
Von dem seit Langem vergriffenen Bändchen „Südergast" gab von der Vrings Sohn Lorenz 1997 einen unveränderten Nachdruck heraus, in den zusätzlich auch eine sehr positive Rezension der Frankfurter Zeitung aus dem Jahr 1925 aufgenommen wurde. Darin heißt es unter anderem: *„Dem ursprünglichen und impulsiven Empfinden eines in sich harmonischen und darum wahrhaft glücklichen Menschen verdanken diese Gedichte und Holzschnitte ihre Entstehung, und daher geht eine beglückende und befriedigende Wirkung von ihnen aus …"*

In der Tat gewinnt man aus den Gedichten des Bandes „Südergast" und aus anderen Quellen den Eindruck, dass Georg von der Vring in Jever glückliche Jahre verbracht hat. Hier lebte er mit seiner Frau Therese in ehelicher und künstlerischer Gemeinschaft voller wechselseitiger Anregungen, hier wurden seine beiden Söhne Peter (* 15. Juli 1920) und Lorenz (* 27. Mai 1923) geboren, hier erlebte er seinen literarischen Durchbruch, hier kaufte er ein Haus, dessen Erwerb er sicherlich auch als Investition in eine Zukunft in Jever verstanden hat, wie sich eindrucksvoll an dem Gedicht zeigt, das den Band „Südergast" eröffnet:

Auch in diesem Gedicht, das Georg von der Vring noch in drei seiner späteren Lyrikbände aufnahm – „Oktoberrose" (1942); „Die Lieder des Georg von der Vring" (1956); „Gedichte. Eine Auswahl" (1965) –, spiegelt sich das ländlich strukturierte Jever der damaligen Zeit: In den beiden ersten Strophen mag man die Geest-Randlage

Uns wurde heute ein
Sohn
geboren.
Zeichenlehrer von der Vring
und Frau Therese
geb. Oberlindober.
Jever, 15. Juli 1920. [12674

Meine liebe Frau (7475
Therese Elisabeth
von der Vring,
die teure Mutter meiner beiden Kinder, ist plötzlich nach längerer Krankheit in Oberstdorf, 32 Jahre alt, gestorben.
Ich bitte, von Beileidsbesuchen abzusehen.
Georg von der Vring.
Jever, Südergast.


SÜDERGAST
Zwölf Gedichte und sechs Holzschnitte
von
Georg von der Vring

Geburtsanzeige für den Sohn Peter im Jeverschen Wochenblatt. Repro: Christiane Baier/Schlossmuseum Jever
Die Todesanzeige für Therese von der Vring im Jeverschen Wochenblatt vom 6. Mai 1927. Repro: Christiane Baier/Schlossmuseum Jever
Die Einbandseite des 1925 erschienenen Bandes „Südergast".

der Südergast wiedererkennen; Lindenlauben gehörten selbstverständlich zu einem Bürgergarten, und Heckenwege prägten das Bild, wobei die Schneebeere, die als Motiv in mehreren Gedichten von der Vrings begegnet, in Jever sehr verbreitet war (und auch heute noch ist). *„Ein Garten mit Obstbäumen, Ziersträuchern und einer Lindenlaube wurde angelegt. Vom Südzimmer führte eine Treppe in den Garten hinab. Neben der mächtigen Zisterne befand sich ein Sandspielplatz für Kinder. Ein Heckenweg neben dem Hause führte auf die Südergast und zum nahen Moorland […] Weitausgedehnte Felder […] gehörten dem Gärtner Carl Haak."*

Diese Schilderung gibt der jeversche Ehrenbürger Hein Bredendiek (1906 – 2001) in seinen Lebenserinnerungen „summa summarum" (Oldenburg 1998) von seinem 1908 errichteten Elternhaus an der Anton-Günther-Straße, „einem damals noch stillen Feldweg" (S. 9 f.). Bredendiek, von 1917 bis zum Abitur 1926 Schüler des Mariengymnasiums, war von dem neuen Zeichenlehrer von der Vring sehr beeindruckt und blieb ihm über Jahrzehnte verbunden: *„Eine Sternstunde meines Lebens war es […], als im Dezember 1919 […] Georg von der Vring seine Tätigkeit am Mariengymnasium begann und mir eine Welt erschloß, die für mein weiteres Leben große Bedeutung gewinnen sollte."* (a. a. O. S. 15)

In der Beschreibung, die Bredendiek von seinem Elternhaus gibt, erkennt man viele Motive wieder, die auch in Georg von der Vrings Gedicht „Das Haus" begegnen, und in der Tat könnte man die Schilderung des Hauses Anton-Günther-Straße 36 und seiner Umgebung fast gleichlautend auch für das etwas kleinere Anwesen Südergast 35 gelten lassen.

Die Hoffnungen aber, die sich für die Familie von der Vring mit dem Kauf des Hauses an der Südergast verbanden, und der Lebensentwurf, der sich in dem Gedicht „Das Haus" spiegelt, sollten sich in Jever nicht

verwirklichen. Von der Vrings Ehefrau Therese erkrankte an Lungentuberkulose. Um ihren Gesundheitszustand zu stabilisieren, reiste sie von Jever ab. Doch eine vielleicht noch erhoffte Besserung trat nicht ein, am 4. Mai 1927 verstarb Therese von der Vring, geborene Oberlindober, im bayrischen Oberstdorf.

Der Tod seiner Frau stürzte von der Vring in eine tiefe Krise. Er stand nun alleine einem Haushalt mit zwei kleinen Kindern vor, es musste der Berufsalltag an der Schule bewältigt werden und schließlich forderten ihn auch seine literarischen Ambitionen: Für das Manuskript „Soldat Suhren" hatte sich nach vielen vergeblichen Versuchen endlich ein Verlag gefunden (J. M. Spaeth, Berlin); nach dem Vorabdruck in der Frankfurter Zeitung (ab Dezember 1926) sollte der Roman als Buch erscheinen und Georg von der Vring musste sich um die in der Südergast eintreffenden Korrekturbögen kümmern.

1927 nahm Marianne Kayser (1902 – 1996), die Tochter des damaligen Schortenser Hauptlehrers Heinrich Friedrich Wilhelm Kayser, Kontakt zu Georg von der Vring in Jever auf. Sie hatte nach einer Ausbildung in Worpswede eine Anstellung als Weblehrerin an der Kunstgewerbeschule Wilhelmshaven erhalten und wandte sich an den Zeichenlehrer, um von ihm im Entwurf-Zeichnen gefördert zu werden. Von einem der ersten Besuche berichtete sie ihrer Mutter: *„Wie arm der ist, der von der Vring, der Zeichenlehrer, und die Frau ist gestorben, und die Kinder, mein Gott, was haben die für Strümpfe an."* (Wiedergabe nach Thomas Milz, Hrsg., Im Schleier verregneter Gärten? Zum 100. Geburtstag von der Vrings – Stuttgart und Schondorf 1930 – 1951, ..., Schondorf 1990; S. 11)

Ob sich aus anfänglichem Mitleid bald tiefere Gefühle entwickelten oder die junge Frau von der ersten Begegnung an für den rund ein Dutzend Jahre älteren Literaten schwärmte, welche Gefühle umgekehrt Georg von der Vring ihr entgegenbrachte – über all das zu spekulieren, bleibt müßig. Fakt ist, dass Marianne Kayser und Georg von der Vring am 28. Dezember 1927 heirateten.

Das Haus

Ich will mein Haus baun
Auf deiner Wange, o Erde,
An deiner schwarzen Wange
Verliert sich nimmer mein kleines Haus.

Weit am Rande der Stadt,
Wo Leben und Traum verfließen,
Bei Strauch und Apfelbaum
Wäre mir ewig wohl.

Meinen Kindern ein Garten
Ständ im Sommer in Blumenflor,
Sand zum Wühlen, und drüber
Ein Strauch, der bient.

Wäre nicht zu vergessen
In Riesenblättern die Lindenlaube,
Drin sich der Frau
Braune Haare bewegen.

Im Winter dann
Wäre mein Weg an Hecken entlang,
Schneebeeren vorbei
Und dem Efeu am rauhen Stein.

Efeu – grün wie Traum,
Zäh wie mein altes Herz.
In der Straßen traurige Weite
Nimmer verlör ich
Die immergrünende Liebe.

Spekulativ bleiben müssen ebenfalls alle Überlegungen, inwieweit die zweite Ehefrau Marianne die treibende Kraft für den Aufbruch der Familie aus Jever im Oktober 1928 war. Einen Hinweis in diese Richtung gibt ein im September 1984 geführtes Gespräch mit ihr. Darin antwortet Regina Peregrin – diesen Namen hatte Marianne von der Vring, geborene Kayser, nach der Trennung angenommen (die Ehe mit Georg von der Vring wurde 1943 geschieden) – auf die Frage „Sie sind dann aber nicht lange in Jever geblieben?":

„Nein. Ich hatte zuerst nein gesagt und sagte, ich will ins Tessin. Da sagte er, er gehe mit! Dann sind wir aus Jever weg, richtig geflüchtet." (a. a. O. S. 12)

Allerdings ist solchen Aussagen, die aus einem zeitlichen Abstand von mehr als 50 Jahren erfolgen und denen möglicherweise auch der (unbewusste) Hang zugrunde liegt, die eigene Rolle stärker herauszuheben, mit gebotener Skepsis zu begegnen. Fest steht, dass Georg von der Vring genügend Gründe hatte, Jever zu verlassen, und dass es dazu nicht unbedingt des Anstoßes durch seine zweite Frau Marianne bedurfte.

Ein wesentliches Motiv sind sicher die persönlichen Leiderfahrungen in Zusammenhang mit der tödlichen Erkrankung Thereses, die von der Vring auch auf das raue Klima der Küstenregion zurückführte: *„Meine erste Frau [...] war vor der Übersiedlung nach Jever 1919 vollkommen gesund und ist nach Aussage der Ärzte ein Opfer unseres Klimas geworden"*, heißt es in seinem Antrag auf Beurlaubung an das evangelische Schulkollegium vom 19. Juni 1928 (Quelle: Schularchiv Mariengymnasium). Doch auch in übertragenem Wortsinn war das Klima in Jever von der Vring nicht günstig; der liberal denkende und loyal zur Weimarer Republik stehende Dichter war zunehmend den Anfeindungen rechtskonservativer und nationalsozialistischer Kreise ausgesetzt, die im Meinungsbild der Stadt schon in den 1920er-Jahren eine dominierende Position einnahmen (Näheres dazu bei Hartmut Peters, Weggegangen. Georg von der Vring und Jever. In: Das Land Oldenburg. Mitteilungsblatt der Oldenburgischen Landschaft Nr. 98, 1. Quartal 1998, S. 14 – 18. Ebenso: Hartmut Peters, Georg von der Vring und Jever; in: 425 Jahre Mariengymnasium Jever. Beiträge zur Geschichte und Gegenwart, Jever 1998, S. 113 – 126).

In dieser kritischen Phase ergab sich für den auch gesundheitlich angeschlagenen Dichter die Gelegenheit zu einem Ortswechsel, zur Erholung und einer „kreativen Auszeit" durch das Angebot des Späth-Verlages (der allerdings nur wenig später

Georg von der Vring, durch vielfältige Beziehungen mit Jever und Jeverland verbunden trug sich in das Goldene Buch der Stadt und des Kreises Friesland ein.

Georg von der Vring trägt sich am 23. März 1958 in das Goldene Buch der Stadt Jever ein. Foto aus dem Jeverschen Wochenblatt vom 24. März 1958.
Repro: Christiane Baier/ Schlossmuseum Jever

v.d.Vring, Georg, Zeichenlehrer und Schriftsteller, Schlosserstr. 2

Im Adressbuch der Stadt Jever von 1924/25 firmiert Georg von der Vring bereits als Schriftsteller.
Repro: Christiane Baier/ Schlossmuseum Jever

in Konkurs ging), dem Dichter und seiner Familie einen halbjährigen Aufenthalt in der Schweiz (Tessin) zu ermöglichen. So ersuchte von der Vring um Beurlaubung aus gesundheitlichen Gründen vom 1. Oktober 1928 bis Ostern 1929 „*mit der Maßnahme, dass mir ein Teil meines Gehaltes für diese Zeit bewilligt wird*“, und fügt an: „*Der Aufenthalt in der Schweiz würde von mir dazu benützt werden, mich im Studium der Landschaft in Aquarell, Holzschnitt und Zeichnung weiterzubilden.*“ (Quelle: Schularchiv Mariengymnasium)

Man mag diesen Hinweis auf eine berufsbezogene Weiterentwicklung als ein vorwiegend taktisches Argument gegenüber der Schulbehörde werten, doch spricht einiges dafür, dass Georg von der Vring zu dieser Zeit noch nicht vorgehabt hat, seinen Wohn- und Berufsort Jever auf Dauer zu verlassen. Doch soll auch hier nicht der Spekulation Raum gegeben werden, wie die weitere Entwicklung möglicherweise verlaufen wäre, wenn dem Urlaubsgesuch rechtzeitig stattgegeben worden und Georg von der Vring nach Ostern 1929 nach Jever und an das Mariengymnasium zurückgekehrt wäre.

Tatsächlich entwickelten sich die Dinge anders: Der Antrag auf zeitweilige Beurlaubung wurde von der Schulbehörde nur schleppend bearbeitet, bis in die ersten Oktobertage lag noch kein Bescheid vor. Der Schulleiter Schwarz machte zudem nur wenig Hoffnung, dass das Gesuch überhaupt positiv beschieden würde.

Auch vom übrigen Verhalten des Schulleiters persönlich sehr enttäuscht und verbittert über die Behörde und die ausbleibende Urlaubsbewilligung verließ von der Vring daher am 8. Oktober 1928 zusammen mit seiner Familie fast fluchtartig Jever.

An eine Rückkehr war unter diesen Umständen kaum noch zu denken. Am 4. Dezember unterschrieb Georg von der Vring in Ascona die notariell bestätigte Vollmacht für den jeverschen Auktionator Wilhelm Albers, das Haus an der Südergast zu verkaufen; er hatte sich für eine Zukunft als freier Schriftsteller entschieden.

Erst im Februar 1953 kehrte von der Vring auf Einladung Hein Bredendieks zu einer Lesung vor ehemaligen Schülern und Freunden nach Jever zurück. Fünf Jahre später, am 24. März 1958, las er auf Einladung des Ehemaligenvereins und des Heimatvereins erneut, diesmal im Gobelinsaal und vor einem größeren Publikum. Dieser Besuch erfuhr eine deutlich stärkere öffentliche Beachtung, am Nachmittag trafen sich die Spitzen von Kreis und Stadt mit von der Vring zum Tee und dieser trug sich jeweils in das Goldene Buch des Landkreises Friesland und der Stadt Jever ein. Das Resümee, das er in der harmonischen Cafehaus-Atmosphäre zog, wurde von der lokalen Zeitung, dem Jeverschen Wochenblatt, als Titel für den Bericht über den Besuch des Dichters in Jever am Folgetag gewählt: „Ich kann mich einen Jeveraner nennen.“

Zweifellos hat ein solches Diktum seine Berechtigung, denn von 1919 bis 1928 war Georg von der Vring laut Meldeamt der Stadt als Einwohner gemeldet. Seine Erinnerungen an diese Zeit aber waren aus gutem Grund höchst zwiespältig: „*Ich werde die kleinen Enzianblüten im Moorland nicht vergessen und nicht die hundert und aberhundert Blätter Glücksklee, die wir dort fanden, und die uns betrogen haben.*“

(Georg von der Vring, Linie und Farbe. Die Brosche Griechenland, Bad Wörishofen 1948).

Der Abdruck der beiden Gedichte aus dem Band „Südergast“ erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlages C. H. Beck (München). Nach der (für das Gedicht „Herbstlied“ leicht veränderten) Fassung in: Georg von der Vring, Die Gedichte. Gesamtausgabe der veröffentlichten Gedichte und eine Auswahl aus dem Nachlass. Mit einem Nachwort v. Christoph Meckel. Hrsg. von Christiane Peter und Kristian Wachinger.
In der Reihe textura des Beck-Verlages ist zudem erschienen: Georg von der Vring, Hundertzehn Gedichte.

„Bei uns können die Menschen ankommen“

Forumshaus St. Peter wurde eröffnet

von Katrin Zempel-Bley

5,6 Millionen Euro hat der Neubau direkt neben der Kirche St. Peter gekostet, der Ende Januar eröffnet wurde. Das Foyer versteht sich als Schnittstelle, wo es Ansprechpartner, eine Kaffeebar, Leseecken oder einfach nur einen Ort zum Ausruhen gibt. Fotos: Katrin Zempel-Bley

Ende Januar ist das neue Gebäude „Forum St. Peter“ an der Peterstraße in Oldenburg im Rahmen eines Gottesdienstes feierlich eröffnet worden. 5,6 Millionen Euro hat der Neubau direkt neben der Kirche St. Peter gekostet, der ab sofort allen Menschen offensteht.

„Dass ein Forumshaus und eine Forumskirche eng miteinander verbunden sind, ist einzigartig in Oldenburg“, betont Klaus Hagedorn, Pastoralreferent und Seelsorger im Forum St. Peter. Somit sind ein Dialog-Forum, ein geistliches Zentrum, ein Beratungs- und ein Begegnungshaus entstanden für die Menschen im Oldenburger Land, unabhängig von ihrer religiösen Zugehörigkeit. Hier ist ausdrücklich jeder willkommen.

Im Erdgeschoss befindet sich das Forum St. Peter, das offen, einladend, gastfreundlich und unterstützend tätig ist. „Dabei verstehen wir unsere pastorale Arbeit an unserem katholischen Standort keineswegs in Abgrenzung zu anderen Kirchen oder Glaubensrichtungen. Wir wollen für alle Menschen in der Stadt und im Umland in ökumenischer Kommunikation und Kooperation da sein und Gott zur Sprache bringen“, stellt Hagedorn klar und freut sich über den guten Zuspruch nicht zuletzt auch aus den umliegenden Landkreisen.

Dabei spielt der Foyer-Bereich als Schnittstelle eine große Rolle. Von 9 bis 18 Uhr stehen Ehrenamtliche als erste Ansprechpartner für die Besucher zur Verfügung. Hier gibt es zudem Kunstausstellungen, es können Bücher und Zeitschriften gelesen oder ein Kaffee getrunken werden. „Bei uns können die Menschen ankommen, reden oder auch schweigen, sich besinnen, Fragen stellen, ins Gespräch eintreten, von ihren Nöten und Sorgen berichten oder nach Orientierung in ihrem Leben suchen“, berichtet Hagedorn. „Deshalb gibt es hier Seelsorge und geistliche Begleitung, Information und Beratung, Gespräch und Wegbegleitung, Dialog und Bildung – in ökumenischer Offenheit und Solidarität.“

Unter das Dach des Forums St. Peter sind die Caritas mit ihren Beratungsdiensten, der Sozialdienst katholischer Frauen sowie die ökumenische Ehe-, Familien- und Lebensberatung eingezogen. Ziel war es, verschiedene kirchliche Institutionen und Dienste näher zusammenzubringen und deren Kräfte zum Wohle der Besucher zu bündeln.

Angesichts der Tatsache, dass immer mehr Menschen keiner Konfession mehr angehören und selbst Kirchenmitglieder oftmals keine Gemeindebindung haben, ist die Idee zum Forumshaus entstanden. „Wir möchten Möglichkeiten der Begegnung anbieten, die zu nichts verpflichten. Nur so können wir die Menschen mit ihren Anliegen und Fragen kennenlernen und mit ihnen in Kontakt treten“, erklärt Hagedorn die Philosophie. „Deshalb sind unsere Besucher auch keine Kunden oder Klienten, sondern Menschen, die sich selbst mitbringen.“

Hagedorn bezeichnet das Forum St. Peter gern auch als Gasthaus, Rastplatz, Netzwerk und Werkstatt. Im Gasthaus gibt es Unterstützung, Hilfestellung und Beratung. Als Rastplatz dient es den Rastlosen als Haltepunkt und Ort der Stille. Dafür gibt es eigens einen Raum. Als Netzwerk sucht das Forum gezielt die Kooperation mit kirchlichen und nichtkirchlichen Gruppierungen mit Blick auf ein gemeinsames Ringen um die Grundlagen einer Zukunft in Frieden und Gerechtigkeit. Und schließlich will es eine Werkstatt sein, in der alle gemeinsam für eine gerechtere und friedvollere Stadt und Welt arbeiten mit dem Ziel, dass die Erde für alle bewohnbar bleibt. „In all dem halten wir den Menschen in ökumenischer Offenheit eine Botschaft hin, ohne ihnen diese aufzudrängen“, sagt Hagedorn.

Darüber hinaus hält das Forum St. Peter ein umfassendes Programm bereit, das für alle Interessierten offen ist. Es beinhaltet Themen wie zum Beispiel Klimawandel, die Flüchtlingsproblematik, eine Filmreihe, Musikveranstaltungen und Vorträge.

Abzurufen unter www.forum-st-peter.de.

Als Familienmuseum etabliert

Landesmuseum Natur und Mensch versteht sich als Kompetenzzentrum

Von Katrin Zempel-Bley

Zurück und nach vorn blickte Dr. Peter-René Becker, Direktor des Oldenburger Landesmuseums „Natur und Mensch“, und zog trotz rückläufiger Besucherzahlen eine positive Bilanz.

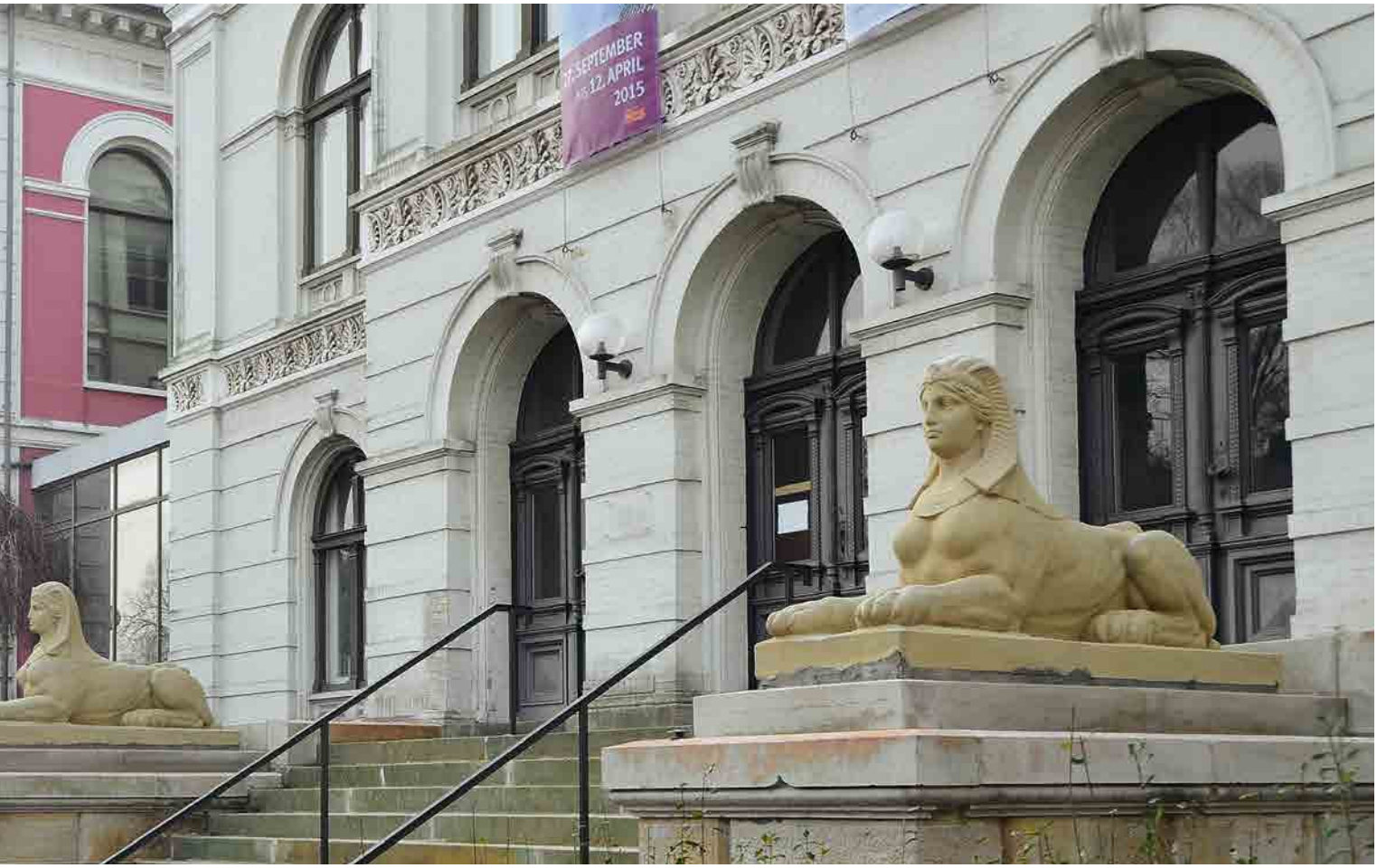
Rund 26.000 Besucher zählte das Landesmuseum am Damm im abgelaufenen Jahr. Das waren 4.000 weniger als 2013. Als Grund vermutet er die Fußball-Weltmeisterschaft und das gute Wetter, denn genau von Juni bis August nahmen die Besucherzahlen ab. „In dem Zeitraum war auch das Schlossgartenjubiläum, und wir haben festgestellt, dass der Schlossgarten mit seinem Ausstellungsprogramm sehr gut besucht war, ganz im Gegensatz zu unserem Museum mit der flankierenden Begleitausstellung“, merkte Becker an. „Offenbar waren die Schlossgartenbesucher nicht bereit, anschließend noch ins Museum zu gehen.“

Ausgesprochen gut nachgefragt waren die übrigen Ausstellungen und hier insbesondere die „Pferdegeschichten“ sowie der Familientag, die Nacht der Museen, Exkursionen und die rund 200 Veranstaltungen im Museum, darunter Podiumsdiskussionen und eine Filmreihe zu ethnologischen Themen, die sehr gut angenommen wurde und fortgesetzt wird. „Wir sind zudem unserem Anspruch als Familienmuseum gerecht worden“, sagte er und verwies auf den guten Verkauf von Familienkarten. „Eltern und Kinder können bei uns gemeinsam durch die oft interaktiven Ausstellungen gehen, etwas lernen und dabei Spaß zusammen haben.“ Das Museum versteht sich außerdem als Kompetenzzentrum und Alltagsort. „Wir greifen Themen auf, die gesellschaftlich relevant sind und viele Menschen interessieren. Dabei gleiten wir weder ins Triviale noch ins Populistische ab, sondern bleiben bei unserem Profil. Nämlich anspruchsvoll und zugleich verständlich informieren und die Besucher zum Mitmachen animieren.“

Noch in diesem Jahr wird das Museum seinen ursprünglichen Eingangsbereich wieder erhalten. Gegenwärtig wird das gesamte Tragwerk der Treppe erneuert. Die Sphinxe sind bereits restauriert und erstrahlen schon in neuem Glanz. Demnächst wird der Innenraum hergerichtet. Vermutlich im nächsten Jahr könnte das denkmalgeschützte und in Landeshand befindliche Gebäude in direkter Nachbarschaft am Damm 46 dem Museum zugeschlagen werden. Noch sind dort die Mitarbeiter des Landesamtes für Verbraucherschutz und Lebensmittelsicherheit (LAVES) untergebracht, die jedoch demnächst in einen Neubau umziehen. „Wir würden dort gern unsere Bibliothek und Büroräume unterbringen, um so Platz zu schaffen für eine ethnologische Dauerausstellung. Schließlich verfügen wir über wahre Schätze, die wir gerne zeigen würden“, sagte Becker.

Bezüglich der Planungen für das laufende Jahr können sich die Besucher auf vier Sonderausstellungen freuen. Die erste beginnt im Mai und trägt den Titel „Ein Leben im Netz“. Sie setzt sich mit der Allgegenwart von Netzen auseinander. Angefangen vom Fischernetz über das Spinnennetz, Nahrungsnetz und Stromnetz bis hin zum Menschen, der ebenfalls ein Netz darstellt. Die Ausstellung geht den Fragen nach, wodurch sich Netze auszeichnen, welche Phänomene in ihnen auftreten und wo Gefahren lauern. „Sie spürt die Vielfalt von Netzen in Biologie, Soziologie, Technik, Handel und Kunst auf und macht sie an Mitmachstationen erlebbar“, kündigte die Biologin Lena Nietschke an.

Im Juni wirft das Museum einen Blick auf die Waffen der anderen. Bis heute stammt die Mehrzahl der Ethnografika deutscher Völkerkundemuseen aus der Zeit Ende des 19. Jahrhunderts. So ist es auch in Oldenburg. Hier sind es vor allem Waffen. „In ihrer Darstellung der jeweiligen indigenen Kulturen skizzieren die frühen Völker-



kundemuseen ein Bild der bösen Wilden. Heute sind die Vitrinen in denselben Museen durch moderne Präsentationen abgelöst. Auch die Auswahl der Objekte formt ein ganz anderes Image der anderen", gab Becker zu bedenken. „In unserer Ausstellung illustrieren wir den Sinneswandel", kündigte er an.

„Leinen los" heißt es ab 3. Oktober. Dann sind historische Spielzeugschiffe auf großer Fahrt. Die Ausstellung zeigt 180 Originalspielzeuge aus Kunststoff aus der Sammlung der Berliner Sebastian Köpcke und Volker Weinhold. Ihre Sammelleidenschaft führt dazu, dass sie Schiffe aus fast allen europäischen Ländern sowie Kanada, Mexiko, Japan und den USA in ihrem Bestand haben. Nahezu alle sind Miniaturen echter Großschiffe wie zum Beispiel die „S.S. United States", die 1952 vom Stapel lief und bis heute Trägerin des Blauen Bandes für die schnellste Atlantiküberquerung ist, oder das Schubboot 74, das im Original auf der Spree Lastkähne bewegte. Darüber hinaus umfasst die Sammlung Fischerboote, Autofähren, Schlachtschiffe, Rennboote und Segeljachten. Die ältesten Exemplare stammen aus den 1920er-Jahren.

„Bestiarium Construendum" heißt eine Ausstellung im November, die der russische Künstler Alexander Reichstein präsentiert. Mithilfe von 36 größenkompatiblen Körperteilen von Löwe, Adler, Fisch, Krokodil, Pferd, Mensch und Schlange werden Besucher, mit Bauhelmen ausgestattet, zu Tier-Konstrukteuren fern jeder Evolutionstheorie. Starke Magneten halten die Fabeltiere und Mischwesen bis zur nächsten fantastischen Neuerfindung zusammen. Sobald neue Tiere „geboren" werden, tauschen die Besucher Bauhelme gegen Forscherkittel und gehen der Frage nach, was hinter den Mythen von Bigfoot, Yeti & Co. steckt und warum Menschen glauben, diese Wesen wirklich gesehen zu haben.

Von oben: Noch in diesem Jahr erhält das Museum seinen ursprünglichen Eingang zurück, der zurzeit wiederhergestellt wird. Die beiden Sphinxe im Eingangsbereich sind schon restauriert und erstrahlen in neuem Glanz.

Ausgestattet mit Netz und Speer machen Lena Nietschke und Peter-René Becker auf das neue Ausstellungsprogramm aufmerksam. Fotos: Katrin Zempel-Bley

Das vollständige Museumsprogramm gibt es unter www.naturundmensch.de

Der Seele Gutes tun

Kleine „Auszeit“ im Kloster Damme

Von Karin Peters (Text und Fotos)

Raus aus dem Alltag, das Tempo drosseln, die eigene Mitte finden: Immer mehr Menschen sehnen sich nach Orten, wo Geist und Seele zur Ruhe kommen. Warum nicht in einem Kloster? Das Priorat St. Benedikt im Oldenburger Münsterland steht seit Langem für weltliche Gäste offen und bietet zudem ein umfangreiches Kursprogramm für fast alle Lebenslagen an. Ich selbst habe mich für die „Oasentage“ entschieden – genau das, was ich mir schon immer mal gönnen wollte …

Erfrischend unkompliziert und weltoffen

Wer bei Kloster an mittelalterliche Mauern, Kreuzgänge und schaurige Gewölbekeller denkt, der wird bei diesem Benediktinerkloster sicher überrascht sein. Nein, das Priorat in Damme hat ganz und gar nichts Düsteres, Geheimnisvolles. Bis 1983 befand sich in dem eher nüchternen Gebäudekomplex aus den 60er-Jahren noch ein Schülerinternat. Doch solche Äußerlichkeiten werden schnell zur Nebensache. Es sind die Menschen, die den Geist des Hauses prägen. Ganz besonders natürlich Prior Stephan Veith und seine sechs Mönche, die – trotz schwarzer Ordenstracht – einen erfrischend unkomplizierten und weltoffenen Eindruck machen.

Gastfreundschaft, das ist bekannt, hat Tradition bei den Benediktinern. Das ist sicher auch der Grund, warum dieser Orden unter dem Stichwort „Klosterferien“ relativ häufig zu finden ist. In Damme besteht die Möglichkeit dazu seit über 25 Jahren. Inzwischen sind alle Mitbrüder neben dem klösterlichen Leben irgend-

Links: Hier ist Raum für Stille. Exerzitien und Meditationskurse geben neue Impulse für die innere Wahrnehmung.
Rechts: Das Steinlabyrinth, das allen Klostergästen und Spaziergängern offen steht, ist ein uraltes Symbol der Menschheit und führt auf Umwegen zur eigenen Mitte.

wie und irgendwo für das Gäste- und Bildungshaus tätig – sei es als Seelsorger, Kursleiter, Organisator, als Hausmeister oder in der geistlichen Begleitung, beim Empfang oder im Garten. Ganz im Sinne der benediktinischen Regel „ora et labora“, bete und arbeite. „Wir haben pro Jahr rund 12.000 Übernachtungen und bieten mehr als 100 Kurse an“, verrät Prior Stephan. Auch baulich hat sich das Kloster auf die steigende Nachfrage eingestellt. Das Haus verfügt heute über 100 Betten, mehrere Seminar- und Gruppenräume, drei moderne Speiseräume und das Hallenbad im Keller, ein „Relikt“ aus Internatszeiten.

Ach ja, und einen kleinen Klosterladen gibt es selbstverständlich auch. Es ist durchaus interessant, mal einen Blick in die vielfältigen geistlichen Schriften zu werfen, wie das „Benediktinische Antiphonale“, aus dem die Mönche ihr Stundengebet singen, oder die neuesten Veröffentlichungen vom „Kult-Pater“ Anselm Grün – der war übrigens noch bis 2013 wirtschaftlicher Leiter der Abtei Münsterschwarzach, dem Stammhaus dieser Ordensgemeinschaft.

Ein Schrank, ein Bett, ein Tisch

Das Priorat mit dem Gästehaus liegt auf einem sonnigen Hügel am Rande der Stadt. Wanderwege führen durch das wildromantische Bexadde-Tal in den Dammer Bergen. Ideal, um tief durchzuatmen und neue Routen einzuschlagen. Noch ein paar Schritte den kleinen Steingarten hinauf und man ist mittendrin im Klosterleben. Schon eilt mir Bruder Timotheus mit wallender Kutte entgegen und nimmt mich herzlich in Empfang. Die anfängliche Befangenheit ist schnell überwunden, eigentlich ist alles ganz locker. Gespannt öffne ich die Tür zu meinem Zimmer: ein Schrank, ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch mit Bibel. Und eine Nasszelle. Alles schlicht und zweckmäßig. Mehr braucht man nicht in diesen Tagen.

Es bleibt noch etwas Zeit bis zum ersten Treffen mit den Kursteilnehmern. Ich nutze die Gelegenheit, um einen Blick in die Hauskapelle zu werfen. Sie befindet sich im Souterrain, weil dieser Raum einen eigenen Zugang von Außen hat und damit auch für externe Kirchenbesucher erreichbar ist. Zugegeben, der ehemalige Tischtennisraum des Internats ist mit einer Kirche nicht vergleichbar. Aber die Mönche haben dem Saal mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln einen ganz eigenen Charakter verliehen. Altartisch, Stehpult und Kerzenständer sind in der Klosterschreinerei und der Klostergoldschmiede entstanden. Ein besonderes Schmuckstück ist die Stele mit dem Tabernakel. Das kunstvoll gestaltete Schränkchen bewahrt das Allerheiligste, die geweihten Hostien. Da gerade keiner der täglichen fünf Gottesdienste stattfindet, bin ich mit Bruder Johannes allein. Er steht gerade auf einer Leiter in der Sakristei und holt einige Leuchter vom Schrank, um sie wieder auf Hochglanz zu bringen. Auch solche Aufgaben gehören zum Alltag der Ordensgemeinschaft.

Jede und jeder ist willkommen

Es ist 16 Uhr. Jetzt beginnen sie, die Oasentage. Keiner kennt das genaue Programm, es geht darum, sich ganz auf das einzulassen, was kommt und geschieht. Vierundzwanzig Frauen und Männer aus unterschiedlichsten Berufen und Bereichen sitzen erwartungsvoll im Kreis. Unter ihnen ein kompletter evangelischer Kirchenvorstand mit Ehepartnern, Pastorin und Pastor, die hier eine gemeinsame Wochenendfreizeit verbringen möchten. Einige von ihnen wollen ganz einfach die Ruhe genießen, zur Besinnung kommen, neue Kraft schöpfen. Andere suchen die Nähe zu Gott oder sie stehen gerade vor einer wichtigen Entscheidung und hoffen auf innere Klärung. Jeder und jede ist willkommen, ganz gleich, ob gläubig oder nicht. Übrigens auch eine Besonderheit der Benediktiner. „Alle Fremden, die kommen, sollen aufgenommen werden wie Christus“, steht als Leitspruch an der Klosterpforte.

Pater Isaak Grünberger will uns in die Oase begleiten. Er ist einer von rund fünfzig internen und externen Kursleitern aus ganz Deutschland, die hier ihre Seminare anbieten. Darunter bekannte Namen wie der schon erwähnte Theologe und geistliche Schriftsteller Dr. Anselm Grün, der Labyrinthbauer Gernot Candolini oder Petra und Toyo Kobayashi, die zu den Wegbereitern des Tai-Chi in Deutschland zählen.

Der Orden selbst vermittelt vor allen Dingen Erfahrungen aus dem Bereich des Mönchtums und der Meditation. So wie eben „unser“ Bruder Isaak. Der gelernte Bäcker und studierte Sozialpädagoge entschied sich vor gut 30 Jahren, sein Leben ganz auf Gott und die Regeln des Heiligen Benedikt auszurichten. Wir erleben ihn als einen angenehmen Menschen, der nicht gleich mit der Bibel winkt, sondern durchaus Raum lässt für eigene Weltanschauungen. Auf keinen Fall will das Kloster eine Art „Nachhilfe“ im Religionsunterricht vermitteln – wohl aber geistige und geistliche Impulse geben, wie man christliche Werte in den Alltag übertragen kann.

Sorgfältig hat der Mönch in der Mitte unseres Kreises eine Kerze, Blumen und Herbstblätter arrangiert. Ein Blickfang, an dem wir uns während der Kurzvorstellung noch dankbar festhalten. Anschließend geht’s zur Vesper, dem abendlichen Lobgesang der Mönche. Nicht reden, Gebete singen, na ja, ich summe. Das Abendessen verläuft in netter Runde. Am Tisch ergeben sich erste Kontakte und Gespräche. Wirklich lecker, was die Klosterküche da für uns bereitet hat.

Einfach nur da sein – gar nicht so einfach

Wieder der Blick auf die Uhr, der selbst hinter Klostermauern unvermeidlich ist. Meditation ist angesagt. Und plötzlich steht sie still, die Zeit. Wir betreten einen heiligen Raum. So will es jedenfalls scheinen. Kerzenlicht, eine Jesus-Ikone, meditative Musik. Die meisten Teilnehmer haben anscheinend Erfahrung auf diesem Gebiet, knien in dicken Socken auf Sitzbänkchen oder sammeln sich im Lotussitz. Wer das nicht kann

Von links: Ein freundlicher Empfang – hier durch Bruder Samuel – ist allen Besuchern gewiss. Fünfmal täglich finden in der schlichten Klosterkapelle die Gottesdienste der Mönche statt. Auch die herrliche Lage des Priorats im Naturschutzgebiet Dammer Berge trägt zur Entspannung bei.

oder mag, darf auf einem Stuhl Platz nehmen. Behutsam führt uns Pater Isaak in die Stille. Und los geht's mit dem Lärm im Kopf. Nichts zu denken ist wohl das Schwierigste überhaupt. Da kommen teils ganz idiotische Dinge hoch, hab ich den Zahnarzttermin abgesagt, wo steckt eigentlich mein Kugelschreiber ... und: Bei meiner Mutter müsste ich auch mal wieder anrufen. Ob es den anderen ähnlich geht? Eine Teilnehmerin erzählt mir später, dass sie wie zwanghaft immer wieder die Augen öffnen und auf die Uhr blicken musste. Doch selbst, wenn es nur für ein paar Sekunden gelingt, sich völlig hinzugeben – es entspannt ungeheuer. Hinterher verschwinden wir mehr oder weniger lautlos auf unsere Zimmer. Auch ich habe keine Lust mehr zu reden, so vieles geht im Kopf herum. Noch ein heißer Tee aus dem Automaten, dann ist erst mal Sendepause.

Der nächste Tag beginnt um 7.30 Uhr. Kurz hatte ich mit dem Gedanken gespielt, bereits um Sechs das Morgengebet in der Kapelle zu besuchen. Aber der Wecker hat mich schließlich doch nicht überzeugt. Also um halb acht auf nüchternen Magen zur ersten Meditation. Als „Eingeweihte" wissen wir ja nun, wie es geht. Unser Pater, der im Gegensatz zu vielen Teilnehmern einen recht ausgeschlafenen Eindruck macht, spricht von der Wüste als Ort der Stille und Versenkung, jenseits vom Vielerlei, wo nichts mehr zwischen mir und dem Himmel steht. Schöner Gedanke. Er empfiehlt uns, diesen Morgen im Schweigen zu verbringen. Erstaunlicherweise fällt das überhaupt nicht schwer. Im Gegenteil. Selbst beim Frühstück entsteht statt peinlicher Stille ein kommunikatives, wortloses Verstehen. Es tut einfach wohl, auch mal den Mund zu halten, keine Erwartungen erfüllen, keine Rolle spielen zu müssen. Erst der Sonntags-Gottesdienst mit Abendmahl, zu dem sogar wir Protestanten eingeladen sind, unterbricht die Übung. Danach schickt uns der Pater mit sehr persönlichen Fragen allein aufs Zimmer. Wie sieht mein geistliches Leben aus? Was ist in den vergangenen Monaten besonders dankenswert gewesen? Wo bin ich ausgewichen? Wo muss ich mich stellen?

Auf verschlungenen Lebenswegen

Zum Schluss des Seminars erwartet uns noch ein besonderes Highlight: das Waldlabyrinth. Es hat eine Weglänge von gut dreihundert Metern und ist unter Leitung des Innsbrucker Labyrinthbauers Gernot Candolini aus über 50 Tonnen Steinen entstanden. Im Gegensatz zum Irrgarten führt beim Labyrinth immer ein Weg ohne Abzweigung zur Mitte. „Das Labyrinth ist ein Rätsel. Es ist das All und die Welt, das Leben des Menschen und der Schoß der Mutter Erde, die Pilgerfahrt, der Tod und die Geburt, der Weg zu sich selbst und der Weg zu Gott", beschreibt es der Erbauer dieses Ursymbols der Menschheit. So habe ich das noch nie gesehen. Ein echter Gänsehaut-Text. Und er hat Recht, „das Leben ist ein beständiges Gehen im Labyrinth. Ankommen und Aufbrechen. Zur Mitte finden und sie wieder verlassen. Sich wenden müssen und doch immer weiterkommen." Im Bewusstsein unseres eigenen Lebensweges durchschreiten wir fast andächtig die verschlungenen Bögen und Wendungen – auch das ist Meditation. Und ein wunderbarer Abschluss für diese ganz besonderen Oasentage.

Weitere Informationen unter:
www.benediktiner-damme.de

Landtagspräsident Busemann erhält ein Exemplar des Handbuches zum Oldenburgischen Landtag (v.l. Horst Milde, Landtagspräsident a.D.; Landtagspräsident Bernd Busemann; Landschaftspräsident Thomas Kossendey; die Autoren Prof. Dr. Albrecht Eckhardt und Rudolf Wyrsch).

Im Beisein von Landtagspräsident Busemann, Herzog Christian und Herzogin Caroline von Oldenburg zeichnete Landschaftspräsident Thomas Kossendey Wolfgang Hase und Evelyn Fisbeck (v.l.) mit der Ehrennadel aus. Die Laudatio hielt Gerd Langhorst (2.v.r.).

Die Jazz-Combo der Musikschule Ammerland bot zum Abschluss des Landschaftstages eine überraschende Variation des Oldenburg-Liedes.
Fotos: Martin Remmers

Volles Haus in Rastede

Landtagspräsident Bernd Busemann zu Gast beim 2. Landschaftstag

Red. Mit fast 300 Gästen war der Landschaftstag in Rastede außergewöhnlich gut besucht. Das neue Format eines festlichen Landschaftstages ohne Regularien hat sich offenbar bewährt, nachdem bereits der Start im vergangenen Jahr in Wilhelmshaven gut gelungen war.

Landschaftspräsident Thomas Kossendey konnte neben dem Ehrengast, Landtagspräsident Bernd Busemann, nicht nur zahlreiche Vertreter aus Politik, Verwaltung, Justiz, Wirtschaft und Kultur begrüßen, sondern auch den neuen Präsidenten der Ostfriesischen Landschaft, Rico Mecklenburg. Das Haus Oldenburg war durch Herzog Christian und Herzogin Caroline vertreten.

Als ein sehr geeigneter Veranstaltungsort erwies sich die Kooperative Gesamtschule in Rastede und deren Neue Aula. Der stellvertretende Landrat des Ammerlandes, Rüdiger Kramer, und Bürgermeister Dieter von Essen hießen die Gäste des Landschaftstages im Landkreis und in der Gemeinde willkommen.

Als Festredner hatte die Oldenburgische Landschaft den Präsidenten des Niedersächsischen Landtags, Bernd Busemann, gewinnen können. Er sprach zum Thema „Landschaften und Landschaftsverbände in einer vielfältigen Gegenwart“. Busemann erinnerte daran, dass es Aufgabe der Kultur- und Heimatpflege sei, den Heimatgedanken mit zeitgemäßem Inhalt zu füllen. Er wies auf die wichtige Rolle hin, die Landschaften und Landschaftsverbände bei der aktuellen Flüchtlingssituation spielen könnten. Im Besonderen nannte Busemann die gelungene Integration von Zuwanderern im Oldenburger Münsterland vorbildlich. (Den Wortlaut der Rede des Landtagspräsidenten finden Sie auf der der Homepage der Oldenburgischen Landschaft *www.oldenburgische-landschaft.de*).

Zuvor hatte Landschaftspräsident Kossendey in seiner Begrüßungsansprache auf ein Projektvorhaben der Landschaft zur Entwicklung und Stärkung der Willkommenskultur für Migrantinnen und Migranten hingewiesen, das mit Hilfe der Metropolregion Nordwest umgesetzt werden soll. Im Anschluss überreichten Prof. Dr. Albrecht Eckhardt und Rudolf Wyrsch Landtagspräsident Busemann ihr soeben erschienenes historisch-biografisches Handbuch zum Oldenburgischen Landtag (siehe auch Seite 66).

Traditionell zeichnet die Oldenburgische Landschaft auf dem Landschaftstag Menschen aus dem gastgebenden Landkreis aus, die sich Verdienste um Kultur und Naturschutz er-

worben haben. In diesem Jahr erhielten Evelyn Fisbeck (Rastede), Wolfgang Hase (Wiefelstede) und Klaas Düring (Bad Zwischenahn) die Ehrennadel.

Das musikalische Programm gestalteten das Schlagzeugensemble und die Jazz-Combo der Musikschule Ammerland. Sehr gut nahmen die Gäste des Landschaftstages auch ein humorvolles Intermezzo des Theaters Orlando auf, in dem der Schauspieler Ulf Goerges die unterschiedlichen Funktionsweisen des männlichen und des weiblichen Gehirns erklärte.

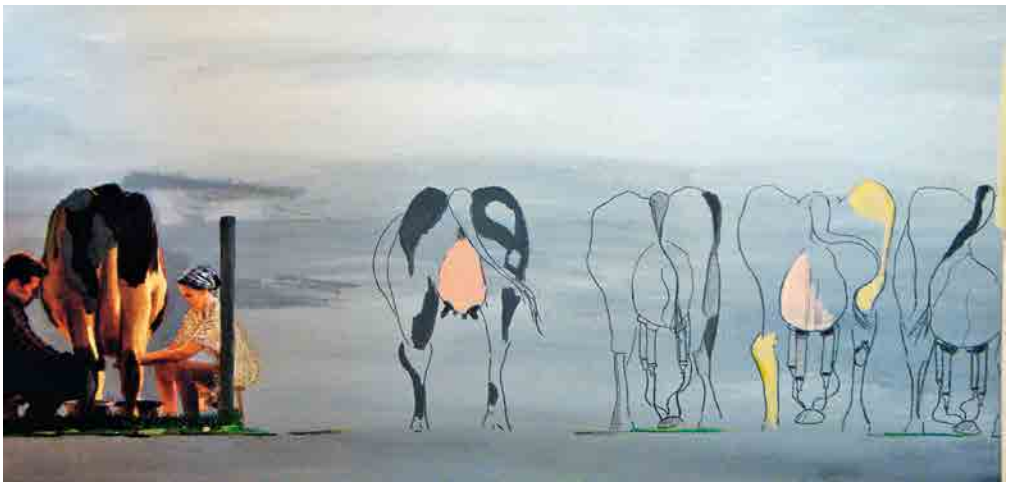
Zum Abschluss wurde erstmals das Oldenburg-Lied in seiner neuen Fassung gesungen. Auf dem Landschaftstag 2014 in Wilhelmshaven war angeregt worden, die Textzeile „Sei freier Männer Kraft …“ durch „Sei freier Menschen Kraft …“ zu ersetzen. Zum Landschaftstag hat die Oldenburgische Landschaft eine Klappkarte mit dem neuen Text herausgegeben.

Begegnung und Austausch sind ein ganz wesentlicher Aspekt der Landschaftstage. Davon wurde auch in Rastede vor dem offiziellen Beginn und in der Mittagspause reichlich Gebrauch gemacht. Gut 200 Gäste nahmen am anschließenden Rahmenprogramm teil. Dieses bot die Möglichkeit die Rasteder St.-Ulrichskirche mit ihrer einzigartigen Krypta, das Schloss und das Palais zu besichtigen. Die Führungen übernahmen Rasteder Gästeführerinnen, im Schloss führte die Hausherrin Caroline Herzogin von Oldenburg auf charmante Weise durch einen Großteil der privat genutzten Innenräume. Anlass für die Schlossbesichtigung war die im vergangenen Jahr abgeschlossen Restaurierung des Außenbaus.

50. Ausstellung der Galerie ART FORUM in Oldenburg

Volker Kuhnert in seinem Atelier (links). Galeristin Rita Kuhnert in der 50. Ausstellung der Galerie Art Forum mit Werken von Hans Dieter Bunjes.
Fotos: ART FORUM

jw. Am 9. November vergangenen Jahres fand in der Galerie Art Forum im Oldenburger Haarenesch-Viertel die 50. Ausstellung statt. Das Art Forum besteht jetzt seit 16 Jahren. Zunächst leitete Rita Kuhnert die Galerie alleine, heute betreuen sie und ihr Mann, der Künstler Volker Kuhnert, die Galerie Art Forum gemeinsam. Das Art Forum, der Name sagt es schon, bietet der Kunst ein Forum, eine Öffentlichkeit. Neben internationaler Kunst werden immer wieder auch Arbeiten regionaler Künstler gezeigt. Die internationale Kunst steht für die Weltoffenheit in Oldenburg. Die Arbeiten regionaler Künstlerinnen und Künstler stehen für die Qualität der oldenburgischen Kunstszene. Sie braucht den Vergleich mit der internationalen Konkurrenz nicht zu scheuen. Die Präsentation von „einheimischen“ Werken ist gleichzeitig und darüber hinaus aber auch regionale Kulturförderung im besten Sinn. Eine Besonderheit ist das offene Atelier von Volker Kuhnert, in dem er parallel zu den Ausstellungseröffnungen seine Gäste willkommen heißt. Die Galerie Art Forum ist mittlerweile eine feste Größe in der Oldenburger Kulturlandschaft geworden. Zusammen mit dem Musik- und Literaturhaus „Wilhelm 13“, dem Theater Laboratorium und dem Kulturzentrum der Stadt Oldenburg PFL sowie der NWZ-Galerie an der Peterstraße trägt die Galerie Art Forum dazu bei, dem Haareneschviertel den Charakter eines ausgesprochenen Kulturviertels im Stadtgebiet Oldenburgs zu geben.



Das geht ja auf keine Kuhhaut!

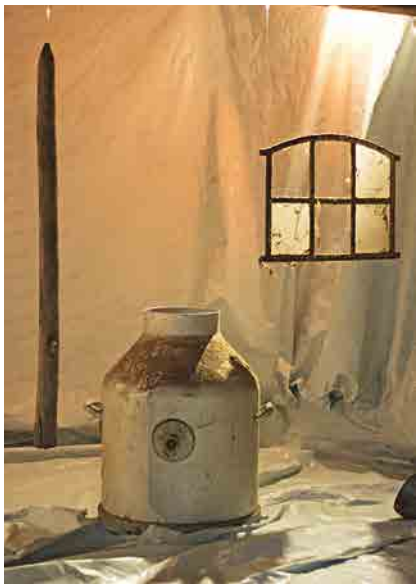
Ein landwirtschaftlich inspiriertes Kulturprojekt

Von Cornelia Iber-Rebentisch

Das Kulturzentrum Seefelder Mühle sucht Jahr für Jahr nach einem spannenden Projektthema mit einem eindeutig regionalen Bezug: Was liegt näher, als endlich mal die zahlenmäßig häufigsten Bewohner des Grünlandstandortes Wesermarsch, die vorrangig schwarz-bunten Rindviecher, ins Auge zu fassen? Milchwirtschaft und Fleisch„erzeugung“ stehen an erster Stelle in der hiesigen Landwirtschaft. Viele kleine landwirtschaftliche Betriebe mussten längst aufgeben, Riesenställe mit bis zu 800 Kühen, die nicht mehr auf die Wiesen dürfen, bestimmen inzwischen genauso die Landschaft wie Siloberge, Biogasanlagen und Maisfelder. Realitätsfern wird in den Prospekten für die Nordseetouristen und in Stickerheften der Nordwest-Zeitung für Kinder allerdings noch an die alte Vorstellung vom Leben auf dem Bauernhof angeknüpft. In den von den Tourismusbüros angepriesenen Melkhuis findet der ahnungslose Besucher jedoch keine Milchprodukte vom benachbarten Hof, sondern Supermarktware aus aller Welt, die ein wenig aufbereitet wurde und dann als regionales Produkt verkauft wird. Die Bauern klagen über EU-Auflagen und niedrige Gewinne, die Käufer über mangelnde tiergerechte Haltung, Vernichtung der Kulturlandschaft und schlechte Qualität der Lebensmittel.

So weit nur ein Teil der Sünden, die von Erzeugern und Verbrauchern, Politik und Wirtschaft gleichermaßen begangen werden. Um diese, wie die mittelalterliche Redensart es besagt, auf einer Tierhaut festhalten zu können, bedürfte es schon mehrerer Kuhhäute! Wir in Seefeld begnügen uns mit einer Kuhhaut. Welche „Sünden“ begehen wir mit unseren Einkaufs- und Essgewohnheiten und auf welche Weise beeinflussen wir damit die Herstellung von Lebensmitteln? Wie funktioniert heutzutage das Leben und Arbeiten auf einem „Bauernhof“? Wie prägen das wirtschaftliche Denken und dementsprechende Handeln die Arbeit der Landwirte?

Auf unsere Kuhhaut geht eine ganze Menge: Ernsthaftes, so wie bei der Lesung mit der Philosophin und Journalistin Hilal Sezgin zum Thema „Artgerecht ist nur die Freiheit“, an die eine intensive Diskussion mit den Besuchern über eine vegane Lebensweise anknüpfte. Kreativ-Spaßiges, wie bei unserem gut besuchten Cow-Walk im Juni, bei dem die Landwirte aus der Seefelder Umgebung ihre Lieblingskuh auf dem Strohlaufsteg vor der Mühle präsentieren durften. Nachdenkliches im Open-air-Kino „Die schöne Krista“, in dem das schwierige Leben einer Hochleistungskuh aus dem Oldenburger Land dokumentiert wird, die für Prämierungen sogar bis nach Italien gekarrt und der ihr Kalb, wie es üblich ist, direkt nach der Geburt weggenommen wird. Künstlerisch-Gestaltetes, wenn zwölf Frauen im Alter zwischen zwölf und 75 Jahren in einem Malworkshop



Von links: Ergebnis Malworkshop, Industrialisierung. Meike Janßen
Cow-Walk, Kuh mit Windmühle. Beatrix Schulte
Installation von Geeske Janßen mit Interviews zur Situation in der Landwirtschaft. Francisco Vogel
Skizzieren im Melkstand. Cornelia Iber-Rebentisch
Ergebnis Malworkshop, Milch im Fluss. Meike Janßen

einen Doppelsechzehner-Side-by-Side-Melkstand besuchen, dort beim automatischen Melken in Augenhöhe mit den Kuheutern und dem Melkgeschirr skizzieren, danach zu den Kunststoffiglus weiterziehen, wo die Kälber nur noch einen Milchmix aus Trinkflaschen saugen können, aber keinen Kontakt mehr zu ihren Kuhmüttern haben – und daraus eine Ausstellung entsteht. Kontroverses durch eine weitere Kunstausstellung, die Schwarz-Weiß-Fotos des Berliner Künstlers Hans W. Mende, der in den 70er-Jahren seine Großeltern auf ihrem Hof in der Wesermarsch porträtierte, einer Installation gegenüberstellt, in der die in Seefeld geborene Leipziger Medienkunststudentin Geeske Janßen das heutige Leben junger Landwirtsfamilien aus unserer Region mit Objekten und Interviewfragmenten porträtiert. Im „Feld“ Erforschtes, das von der Theatergruppe aufgegriffen und bearbeitet wurde, sodass sich bei den Aufführungen im Seefelder Dorfgemeinschaftshaus auch die Gemüter der Befürworter und Gegner unter den Zuschauern erhitzten am Bau einer Biogasanlage und eifrig diskutiert wurde zu den Problemen bei einer Hofübergabe an die nächste Generation.

Natürlich war die Seefelder Mühle auch mit Aktionen präsent beim Tag des offenen Hofes auf einem konventionellen Bauernhof und nahm teil am Hoffest des Bioland-Käsebetriebes „Butendiek“: Mit einer Aufnahme der schönsten Kuh konnte jedermann am Wettbewerb „Miss Wesermarsch 2014“ auf der Homepage www.seefelder-muehle.de teilnehmen. Ein Korb mit leckeren Biolebensmitteln aus Seefeld und „umzu“ und ein Plakat mit allen eingereichten Fotos lockten als Preis.

Mit allen Beteiligten wurde zu Projektende ein angeleitetes, evaluatives Gespräch durchgeführt, um auf dieser Basis die qualitative Wirkung zu analysieren. Es bestand bei allen Veranstaltungen nicht der Anspruch, die Welt zu verbessern und von einem Tag auf den anderen die Milchviehhaltung in der Wesermarsch und darüber hinaus zu beenden. Kein Besucher wird den Fleischverzehr und den Genuss von Quark und Joghurt auf der Stelle aufgeben – aber vielleicht reduzieren, wenn er sieht, unter welchen Bedingungen Tiere gehalten und manchmal wie Maschinen behandelt werden. Es sollte gelingen, mit kulturellen Impulsen Denkanstöße zu geben und Gespräche zwischen den Landwirten und den Verbrauchern zu initiieren, die sich als Besucher unserer Einrichtung nicht nur aus Einheimischen, sondern in den Sommermonaten auch aus vielen Touristen zusammensetzen.

Von der Reformation zum Discofieber

Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte mit neuem Ausstellungsreigen

Von Katrin Zempel-Bley

Trotz rückläufiger Besucherzahlen blickt Prof. Dr. Rainer Stamm, Direktor des Oldenburger Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte, optimistisch in die Zukunft. Unter anderem eine Ausstellung über die 1970er-Jahre und die Wiedereröffnung des Augusteums in diesem Jahr stimmen ihn zuversichtlich.

Hätte der Oldenburger Schlossgarten, der zum Landesmuseum gehört, in seinem Jubiläumsjahr die Besucher gezählt, würde die Besucherzahl vollkommen anders ausfallen. Denn dort herrschte Hochbetrieb. Die Schlossgartenbesucher aus nah und fern genossen die Natur und das schöne Wetter und verzichteten auf einen Besuch einer begleitenden Schlossgartenausstellung im Schloss. So wurden 2014 lediglich 46.031 Besucher im Schloss und Prinzenpalais gezählt. Das entspricht einem Rückgang von über 10.000 Besuchern. Das Augusteum ist zudem das ganze Jahr wegen Sanierungsarbeiten geschlossen gewesen. „Wir haben uns mit dem Schlossgartenjubiläum und den vielen Veranstaltungen im Schlossgarten selbst Konkurrenz gemacht“, lautet Stamms Fazit, der sich jedoch über die große Aufmerksamkeit, die der Schlossgarten weit über die Stadtgrenzen hinaus erfahren hat, freut.

Mit attraktiven Ausstellungen, der Fortsetzung engagierter Forschung und der Wiedereröffnung des Augusteums will das Museum 2015 punkten. So soll unter anderem die Großherzogliche Sammlung exakt erfasst werden. Sie umfasste einst rund 385 Bilder. 1918, nach dem Ersten Weltkrieg und der Abdankung des Großherzogs Friedrich August, reduzierte sie sich auf 200 Bilder. Die übrigen nahm der Großherzog mit ins Exil nach Holland, wo einige Werke verkauft wurden.

Dazu gehört auch das „Bildnis eines Mädchens im blauen Kleid“ aus dem Jahr 1641 von Jan Cornelisz Verspronck, das heute im Amsterdamer Rijksmuseum hängt.

Ein weiteres Beispiel ist Frans Snyders, „Stilleben mit Geflügel und Wildbret“, eines der frühesten Bilder in der Großherzoglichen Sammlung, das bereits 1822 angekauft und 1924 in den Niederlanden in Amsterdam versteigert wurde. Seit 1953 befindet sich das Gemälde im Wallraf-Richartz-Museum in Köln.

„Der Teilverkauf macht schon traurig“, räumt Rainer Stamm ein, zumal es sich vielfach um herausragende Gemälde handelt, wie diese beiden Bei-

Links: Das „Bildnis eines Mädchens im blauen Kleid" von Jan Cornelisz Verspronck gehörte einst zur Großherzoglichen Gemäldesammlung und ist heute im Amsterdamer Rijksmuseum zu sehen. Foto: www.zeno.de

„Stilleben mit Geflügel und Wildbret" von Frans Snyders befindet sich seit 1953 im Wallraf-Richartz-Museum Köln. Foto: www.zeno.de

Oben, von links: ***Alfred Ehrhardt, Flut im Watt, 1933 – 36.*** *bpk, © Alfred Ehrhardt-Stiftung*

Werner Berges „Frauenkopf" (Ausschnitt), 1972. *Landesmuseum Oldenburg, © Werner Berges*

spiele zeigen. Ende 2016 will Stamm einen Bestandskatalog vorlegen und als Datenbank zugänglich machen.

Im Februar wird das Staatliche Baumanagement die Schlüssel für das Augusteum offiziell an die Museumsleitung übergeben. Die Sanierungsarbeiten sind dann abgeschlossen, sodass mit der Einrichtung begonnen werden kann. Ende des Jahres wird das Haus offiziell wiedereröffnet und Teile der berühmten Gemäldegalerie in neuem Glanz präsentiert. 1,683 Millionen Euro sind dort investiert worden.

Bis zum 17. Mai ist die aktuelle Ausstellung mit Alfred Ehrhardts Fotografien aus der Serie „Das Watt" zu sehen. „Es handelt sich um eine der konsequentesten fotografischen Zyklen aus der Fotografie der Neuen Sachlichkeit", berichtet Rainer Stamm. Ehrhardts Fotos vom Wattenmeer – vor allem der durch Ebbe und Flut eindrucksvoll geformten Sandstrukturen – entstanden zwischen 1933 und 1936. Er lebte damals in Cuxhaven, wo er nach der Entlassung aus der Landeskunstschule Hamburg durch die Nationalsozialisten eine Stelle als Organist übernommen hatte.

Seit dem 15. März läuft die Ausstellung „Martin Luther und die Welt der Bilder". Sie blickt rund 400 Jahre zurück. „Nach der Reformation setzte auch in unseren Breitengraden eine tiefgreifende Durchdringung und Umgestaltung aller Lebensbereiche auf reformatorischer Grundlage ein. Für Martin Luther spielte das gemalte Evangelium dabei eine besondere Rolle", berichtet der Museumsdirektor. Die Ausstellung zeigt Objekte mit Bildmotiven des 16. bis 18. Jahrhunderts aus dem Leben der Bauern, Bürger und Adligen, die der neuen, von Luther ausgehenden reformatorischen Bildwelt entstammen.

Ende Juli präsentiert Karima Duchamp „the visible and the unvisible". Die Keramikkünstlerin hat 2014 den Preis der Neuen Keramik gewonnen. Ihre Arbeiten sind durch klare geometrische Formen bestimmt, deren Oberflächen umso inhaltsgeladener sind. Sie wirken wie vorzeitig gealtert und setzen sich aus übereinanderliegenden Schichten zusammen. Auf den ersten Blick sind sie nicht klar lesbar, somit beinhalten sie etwas Intimes und Geheimnisvolles.

„Demo, Derrick, Discofieber", eine Ausstellung über die 1970er-Jahre in der Bundesrepublik folgt im November. Das Jahrzehnt war gekennzeichnet durch Reformfreudigkeit, Gewaltverzichtsverträge, Willy Brandts Kniefall in Warschau, die RAF, ein neues Umweltbewusstsein sowie die Frauenbewegung. Die Besucher können sich auf eine spannende Zeitreise durch das Jahrzehnt freuen. Themenwelten wie Politik und Protestkultur, Musik, Kleidung, Freizeit, Sport, Kunst oder Wohnkultur werden ihnen nahegebracht.

Das Museum ist dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr geöffnet. Weitere Informationen unter www.landesmuseum-ol.de

Eine Woche blau vor Liebe

Himmelblaue Frösche? Die gibt's tatsächlich. Allerdings nur für kurze Zeit, wenn der Moorfrosch Hochzeit hält.

Von Karin Peters (Text) und Peter Andryszak (Fotos)

Noch vor gut 30 Jahren hörte man ihr zärtlich blubberndes „uog... uog...uog" fast überall in unseren Feuchtgebieten. Dicht an dicht hockten sie in den Laichgewässern – Froschmänner im Prachtgewand, blitzblau vor Liebe. Heute sind Begegnungen dieser Art selten geworden. Fast unbemerkt ist der Blaue Moorfrosch aus vielen Refugien verschwunden. Vielleicht liegt es daran, dass wir ihn einfach übersehen haben? Außerhalb der Paarungszeit, die je nach Wetterlage zwischen Ende März und Anfang April beginnt, ist er nämlich eher unauffällig und vom Grasfrosch kaum zu unterscheiden. Die braun getupfte Oberseite. Ein dunkler Schläfenfleck hinter den Augen. In der Rückenmitte ein heller Streifen. Der gelbliche Bauch. Nichts, was sofort ins Auge springt.

Männerchor im Liebestümpel

Doch plötzlich, nur ein Mal im Jahr, geschieht das Unglaubliche: Die Froschmänner wechseln die Farbe. Liebe wirkt Wunder bei dieser Amphibienart. Kaum trifft die sehnsüchtig erwartete Damenwelt im Laichgewässer ein, spielen die Hormone der Kavaliere verrückt. Innerhalb von 24 Stunden sammelt sich Flüssigkeit im Oberhautgewebe. Dadurch ändert sich die Lichtbrechung. Es entsteht der spektakuläre Blau-Effekt.

So schön kann Liebe sein: Ein Moorfrosch-Männchen in blauer Pracht. Ist der Liebesrausch vorbei, verwandeln sich die schillernden Märchenprinzen wieder in unscheinbare, grünbraune Hüpfer und verbringen den Rest des Jahres hauptsächlich an Land. Moorfrösche haben eine Körperlänge von bis zu acht Zentimetern. Auf ihrer Speisekarte stehen Insekten, Würmer, Asseln, Spinnen und Schnecken.

Und damit nicht genug. Moorfrösche sind wahre Sängerknaben. Beginnt der erste mit seinem fast hypnotischem, wohltönendem Minnegesang – Ignoranten vergleichen ihn mit dem Blubbern einer untergetauchten Flasche, aus der Luft entweicht –, fällt der ganze Männerchor ein. Klar, dass die Froschdamen mächtig beeindruckt sind von derartigen Showeinlagen. Aber Vorsicht! Ein ungewohntes Geräusch, eine kleine Erschütterung durch neugierige Beobachter, und das Moor versinkt in atemlose Stille.

Hat sich ein Märchenprinz entschieden, hält er sein Glück mit beiden Armen fest. Er klettert auf den Rücken der Braut, umklammert sie unter den Achseln und lässt so lange nicht locker, bis sie

Hier ist für Nachwuchs gesorgt! Von der aus dem Froschlaich schlüpfenden Kaulquappe bis zum fertigen Jungfrosch (Metamorphose) dauert es zwei bis drei Monate.

ihr Laichgeschäft erledigt hat. Im „Doppelpack“ schippern die beiden über den Teich. Und während sie etwa 2000 Eier in Laichballen auf den Gewässergrund sinken lässt, sorgt er dafür, dass sich sein Sperma gleichmäßig über den künftigen Nachwuchs ergießt. Übrigens findet die Befruchtung außerhalb des Körpers statt. So ein „Quak“, wird mancher denken …

Wie gesagt: Der Maskenball der Frösche dauert nur ein paar Tage. Haben die „Blaumänner“ ihr Ziel erreicht, schwillt das Hautgewebe wieder ab, der Farbrausch hat ein Ende. So, wie sie gekommen sind, im gewöhnlichen Alltagsbraun, verlassen sie die Liebestümpel und ziehen sich zurück in ihre Sommerreviere. Die liegen übrigens oft viele Hundert Meter vom Gewässer entfernt.

Grund zum „Quaken“

Was ihren Lebensraum betrifft, sind Moorfrösche relativ anspruchslos. Nur zum Laichen sind sie auf natürliche Stillgewässer wie Schlatts, Torfstiche, flache Weiher, Tümpel oder überschwemmte Wiesenmulden angewiesen. Ja, sie können sogar auf das Moor verzichten. Nasse Wiesen, sumpfiges Grünland sowie Auen- und Bruchwälder, in denen sie Schutz und Nahrung finden, sind ebenfalls beliebte Aufenthaltsorte.

Was sie brauchen, ist Feuchtigkeit. Und genau da liegt das Problem. Immer mehr Feuchtbiotope fallen Entwässerungs- und Kultivierungsmaßnahmen zum Opfer. Die Kinderstuben der Kaulquappen werden zugeschüttet oder mit gefräßigen Fischen besetzt. Hinzu kommt der Klimawandel mit seinen extrem trockenen Wetterperioden. Da bleibt kaum noch Platz zum Leben. Die Frösche haben allen Grund zum „Quaken“ …

Was wird getan? Selbst in Niedersachsen, dem Bundesland mit der immer noch größten Moorfroschpopulation, steht der blaue Hüpfer längst auf der Roten Liste „stark gefährdeter Arten“. Staatliche Hilfsprogramme gibt es bisher nicht. Dennoch profitiert er von den allgemeinen Maßnahmen zum Natur- und Biotopschutz. Insbesondere dann, wenn Moore wiedervernässt, neue Gewässer angelegt werden oder Ackerland in Grünland umgewandelt wird. Zum Glück gibt es inzwischen auch einige engagierte Naturfreunde und Interessengruppen, die dem Moorfrosch wieder auf die Sprünge helfen wollen. Es wäre ja auch wirklich zu schade, auf dieses blaue Wunder zu verzichten.

„Den Moorfrosch hat man nicht im Gartenteich“

Zum Thema Moorfrosch sprachen wir mit Dr. Klaus Handke aus Ganderkesee. Der habilitierte Landschaftsökologe erstellt biologische Gutachten und führt Kartierungen durch. Außerdem engagiert er sich in vielen Bereichen des Naturschutzes. So ist er unter anderem Sprecher des Bremer Naturschutzbeirates, stellvertretender Vorsitzender des Fuhrenkamp-Schutzvereins in Ganderkesee, Lehrbeauftragter an der Universität für Bodenkultur Wien sowie Autor zahlreicher Fachveröffentlichungen.

Es ist schon ein ganz besonderer Glücksfall, die Balz in Blau persönlich zu erleben. Selbst Klaus Handke – hier im Hengsterholzer Moor bei Ganderkesee – hat immer seltener das Vergnügen. Foto: Peter Andryszak

Herr Dr. Handke, wo haben wir in unserer Region überhaupt noch Gelegenheit, den Blauen Moorfrosch zu beobachten?

Dr. Klaus Handke: Vor allen Dingen im Umfeld der wiedervernässten Moore. Also in der Diepholzer Moorniederung, im Süden der Gemeinde Ganderkesee, im Bremer Blockland, den Bremer Naturschutzgebieten Eispohl und Hollerland, aber auch im Raum Bremerhaven. Hier gibt es noch Populationen von bis zu 2.500 Tieren.

Viele Menschen haben noch nie von diesem außergewöhnlichen Frosch gehört – geschweige denn, ihn je gesehen …

Das ist ja auch gar nicht so einfach. Die auffällige blaue Farbe trägt der Moorfrosch nur während der Laichzeit an fünf bis sieben Tagen im Jahr. Da muss man schon genau den richtigen Zeitpunkt und die richtige Stelle abpassen. Am aktivsten ist er in warmen Nächten – dann sieht man das Blau natürlich nicht. Und den Rest des Jahres verbringt er in oft unzugänglichen, nassen Wiesen oder Wäldern. Den Moorfrosch hat man nicht im Gartenteich.

Was macht dieser Art besonders zu schaffen?

Neben fehlenden Feuchtgebieten sind die intensiv genutzten Acker- und Grünlandflächen ein echtes Problem. So werden zum Beispiel beim Mähen der Wiesen Mahdwerkzeuge mit extrem tief eingestellten Messern eingesetzt. Es gibt Untersuchungen, die besagen, dass bei jedem Mahdvorgang fast ein Fünftel der Frösche verletzt oder getötet wird. Innerhalb von zwei bis drei Jahren ist praktisch die gesamte Froschpopulation in diesen Arealen ausgerottet.

Häufig endet die Hochzeitsreise der Frösche bereits auf unseren Straßen …

Leider ja. Viele Laichgewässer liegen inmitten intensiv bewirtschafteter Agrarflächen. Das heißt, die Frösche müssen relativ große Strecken zurücklegen, um aus ihren natürlichen Lebensräumen anzuwandern. Das erhöht die Gefahr, unterwegs überfahren oder von Fressfeinden überfallen zu werden.

Sie sind stellvertretender Vorsitzender des Fuhrenkamp-Schutzvereins in Ganderkesee. Was unternehmen Sie, um die seltenen Tiere in diesem Lebensraum zu halten?

Schützen kann man nur, was man kennt. In Zusammenarbeit mit dem Regionalen Umweltbildungszentrum RUZ bieten wir deshalb regelmäßig Exkursionen für Schulklassen an sowie Wanderungen und Radtouren für Naturinteressierte und Politiker. Hier muss noch viel Aufklärungsarbeit geleistet werden. Zumal wir gerade bei den Jugendlichen eine zunehmende Entfremdung von der Natur feststellen.

Natürlich führen wir auch konkrete Schutzmaßnahmen durch, wie die Pflege der Laichplätze und Biotope.

Wie steht es mit der Akzeptanz und Unterstützung für Ihre Sache?

Wir plädieren für freiwillige Naturschutzmaßnahmen. Dabei hat sich inzwischen eine gute und konstruktive Zusammenarbeit mit der Gemeinde und den Landbesitzern entwickelt. Zum Beispiel wollen wir am Rande der Schlatts Ackerland kaufen und in extensiv genutztes Grünland umwandeln. Dies geht nur durch Ankauf der Flächen mit Einverständnis der Landwirte.

Welche ökologische Bedeutung hat der Moorfrosch?

Er ist ein wichtiger Zeiger für eine weitgehend intakte Naturlandschaft. Wo er auftritt, finden wir auch regelmäßig Orchideen, seltene Heuschrecken, Libellen oder Vögel. Insofern steht er stellvertretend für viele Tier- und Pflanzenarten.

Wie lautet Ihre persönliche Prognose für den blauen Hüpfer?

Der Moorfrosch gehört zu den Arten, die sich im Zuge der Klimaerwärmung noch weiter zurückziehen werden. Wenn es im Frühjahr oder Sommer mehrere Wochen lang nicht regnet, das verträgt er nicht. Wir hoffen aber, dass wir ihn in den größeren Moorflächen, in vernässten Grünlandgebieten und Feuchtwäldern erhalten können. In der intensiv bewirtschafteten Agrarlandschaft hat diese Art hingegen nur geringe Überlebenschancen.

Das Gespräch führte Karin Peters

Plattdeutsch-saterfriesischer Lesewettbewerb 2015 gestartet

RED. „Nu geiht dat los“, freut sich Stefan Meyer, Plattdeutschreferent der Oldenburgischen Landschaft über den Start des Plattdeutschen und Saterfriesischen Lesewettbewerbs 2015 („Lääswettstriet 2015 Plattdüütsch un Seeltersk“). Mit einem Aufruf an die Schulen im Oldenburger Land und einem Treffen der Koordinatoren am 5. Februar in der Oldenburgischen Landschaft ist der traditionsreiche Lesewettbewerb jetzt angelaufen. Der Wettbewerb möchte Schülerinnen und Schüler dazu ermuntern, die bedrohten Sprachen Plattdeutsch und Saterfriesisch zu sprechen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Der alle zwei Jahre ausgetragene Lesewettbewerb findet in diesem Jahr im Oldenburger Land bereits zum 26. Mal statt. Beteiligen können sich Schülerinnen und Schüler ab dem 3. Schuljahr.

Kontinuierlich hohe Teilnehmerzahlen unterstreichen die Bedeutung des „Lääswettstriets“ als wichtige Frühförderung und Verbindung zwischen Lesekompetenz und Regional- und Minderheitensprache. So haben beim letzten Lesewettbewerb im Jahr 2013 knapp 4.000 Schülerinnen und Schüler mitgemacht.

Der Lesewettbewerb ist oftmals die erste Begegnung von Schülern mit einer Regional- oder Minderheitensprache und der damit verbundenen kulturellen Lebenswelt.

Veranstalter des Plattdeutschen und Saterfriesischen Lesewettbewerbs ist die Oldenburgische Landschaft. Dabei unterstützt sie Koordinatoren aus den Städten und Landkreisen des Oldenburger Landes, die vor Ort die Stadt- und Kreisentscheide durchführen.

Die jeweils Besten aus den Stadt- und Landkreisen tragen danach den Lesewettbewerb im sogenannten „Oldenburg-Entscheid“ am 19. Juni im ehemaligen Oldenburgischen Landtag aus.

Der Sieger beziehungsweise die Siegerin des Oldenburg-Entscheids wird anschließend am 3. Juli beim Niedersachsen-Entscheid gegen die besten plattdeutschen Leserinnen und Leser aus Niedersachsen antreten.

Der Niedersachsen-Entscheid findet in diesem Jahr ebenfalls in Oldenburg statt. In der Gemeinde Saterland im Landkreis Cloppenburg wird mit dem saterfriesischen Lesewettbewerb zugleich auch die Entscheidung zum weltbesten Leser in Saterfriesisch fallen. Saterfriesisch wird nur in den Dörfern Ramsloh, Scharrel, Sedelsberg und Strücklingen gesprochen und bildet laut Guinness-Buch der Rekorde die „kleinste Sprachinsel Europas“.

Die Landesschulbehörde Niedersachsen unterstützt den Lesewettbewerb ebenfalls. Sie hat auf Grundlage des „Erlasses für die Region und die Sprache im Unterricht“ von 2011 die Stundenkontingente an den Schulen und für die entsprechenden Fachberater aufgestockt. Mit den Fachberatern gibt es nun flächendeckend Ansprechpartner für Plattdeutsch und Saterfriesisch in Niedersachsen, die neben Lehrerfortbildungen und der Weitergabe von sprachlichen und didaktischen Kenntnissen besonders für die Unterstützung an den Schulen zuständig sind.

Beispiele für plattdeutsche Texte zum Vortragen und Üben sind auch im Internet auf den Seiten der Oldenburgischen Landschaft und der Landesschulbehörde zu finden.

www.oldenburgische-landschaft.de
www.schoolmester.de

Das Organisationsteam des Plattdeutschen und Saterfriesischen Lesewettbewerbs 2015. Vorne v.l.: Stefan Meyer (Plattdeutschreferent Oldenburgische Landschaft), Heinrich Siefer (Leiter Arbeitsgemeinschaft Niederdeutsch der Oldenburgischen Landschaft), Andrea Cordes (Koordinatorin Stadt Oldenburg und Beraterin Regionalsprache Plattdeutsch Raum Südoldenburg), Johann Strudthoff (Koordinator Landkreis Oldenburg), Ingeborg Remmers (Koordinatorin Saterland und Beraterin Minderheitensprache Saterfriesisch), Hanna Remmers (Oldenburgische Landschaft, Koordinatorin Stadt Delmenhorst), Maike Sönksen (Koordinatorin Landkreis Ammerland und Beraterin Regionalsprache Plattdeutsch Raum Nordoldenburg). Hinten v.l.: Nicole Tiedeken, (Koordinatorin Landkreis Cloppenburg), Kerstin Ummen (Koordinatorin Landkreis Vechta und Beraterin Plattdeutsch für die Fachaufgabe Sprache Südoldenburg/Osnabrück), Holger Peters (Koordinator Landkreis Friesland). Nicht auf dem Bild: Erika Ibelings-Feldmann (Koordinatorin Stadt Wilhelmshaven) und Hergen Drieling (Koordinator Landkreis Wesermarsch). Foto: Anna-Lena Sommer, Oldenburgische Landschaft

Eurovision Songcontest in Minnerheitenspraak

„Liet International“ to Besöök in Ollnborg

Van Stefan Meyer

Baven links: Tosamen mit dat Priesgeld hett de Winner denn ok noch disse lüttje Utteken kregen. De Lerk as Singvogel steiht as Teken för de gode international Musik bi „Liet International“.

Baven rechts: De Musikers van „Aila-duo“ kaamt ut Finnland un hebbt in en samisch Dialekt sungen. De Spraak ward blots noch van 400 Snackers lebennig holln. Blangenbi hett „Aila-duo“ an dissen Avend de Musikerpries wunnen. De Deelnehmer hebbt ünnernanner afstimmt, well disse Pries kregen schull.

„La vita a outes la fèsc proprio chel che gesà. Gé no me cruzie e siampe via con mia mùsega“ – „Dat Leven maakt upstünns wat’t wullt. Mi is’t egal un ik loop mit mien Musik weg“, so singt de 19 Johr old Deern Martina Lori ut de Dolomiten in Norditalien in Ehr Spraak Ladinisch. De Musikersche hett de 10. Uplaag van de Songcontest „Liet International“ an’n 12. Dezembermaand 2014 in de Kulturetage Ollnborg wunnen. Dat Ladinisch van Martina Lori is en Minnerheitenspraak un ward in de Dolomiten in de Alpendalen in verscheden Dialekten van viellicht noch 30.000 Sprekers snackt.

Teihn Deelnehmers stunnen mit ehr egen Spraak up de Bühn un hebbt üm de Pries van 2.000 Euro un de lütt Leerk, de’t as Pokal mit dorto gifft sungen. In ehr Leed „Via con mia mùsega“ singt Martina Lori van en Welt, wo dat stur is sik torecht to finnen. Man wo dat Drömen un vör all de Musik Di noch Grund ünner de Fööt geven deit. All Musikers hebbt sik in ehr Texten mit dat Levensgeföhl van Vandag un dat Lengen, de Levde, Problemen van Vandag un ok mit de Alzheimer-Krankheit van de egen Oma ut’nanner sett. Man ok de egen Heimat is dor ok jümmers mit in de Leders nie nich to kört kamen.

Veel Musikers hebbt seggt, dat veel Themen beter in ehr egen Spraak to faten un to singen sind. Wöör de dat in Engelsk, Düütsch, Italiensch un Spansch nich geven deit, sind denn in de Regional- un Minnerheitenspraak Ladinisch, Gälisch, Asturisch, Minderico, Freesch of Plattdüütsch to finnen.

Ut teihn Länners sind de Deelnehmers na Ollnborg kamen un hebbt us norddüütsch Residenzstadt en europäisk Kulöör geven. An’n Dönnerdag, 11. Dezembermaand, hett in de Universität Ollnborg de international Spraakkunferenz „Regional and Minority Languages in Europe – Low German, Dutch Low Saxon, and Frisian“ stattfunnen. Bi de Vördrägen sind de enkelden Spraken vörstellt wurrn un blangenbi hebbt de Lüe sik uttuscht över

de Spraakpolitik. Weck Stütt dat gifft, wat för Projekten man maken kann un wo man ansetten schull mehr för de Spraak to maken.

An'n Freedag, 12. Dezembermaand, is bi en Partnermeeting in't CCH Hotel mit de Vertreters van de Spraken över de Tokunft van „Liet International" snackt wurrn. All sind dor överenkamen, dat disse Wettstriet van groot Bedüden in't Spraakrebett för Europa is un dat dat wietergahn mööt. As af Klocke 19.30 in de Kulturetage denn de Wettstriet losgung, is ok flink klar wurrn, wat för good Musik dat in de Minnerheitenspraken in Europa geven deit. För de Plattdüütschen stund dat Rockduo „The Paintbox" ut Winsen/Luhe up de Bühn. De Band hett twee Week vördem de eerst Pries bi „Plattsounds – de plattdüütsche Bandcontest" wunnen un an dissen Avend de sesste Platz maakt. Mit ehr Ledd „Söss söss söss" beschrievt de Band wo stur dat is, in' t Leven de rechte Padd to finnen un wiest, dat modern plattdüütsch Musik heel good ok international bestahn kunn.

För de Jury weer dat viegelinsch de Sieger rut to finnen, wieldat jed enkeld Bidrag qualitativ good weer un mit modern Themen un egen Lokalkolorit wat besünners weer. Wiest us de Regional- un Minnerheitensprakenwettstriet „Liet International" mit de egen Spraken in de enkeld Länners nich veel mehr van Europa as de „Eurovision Songcontest", wo meist jed Bidrag up Engelsk sungen ward un de Regionen temlich in'n Achtergrund kamen sind? Ward wi van de Lüe, dat Leven un de Mentalität in anner Kuntreien van Europa nich mehr över de Spraak gewahr as över en „Mainstream-Kultur"?

Van boven: Dat plattdüütsche Rock-Duo „The Paintbox" ut Winsen/Luhe hett bi dissen internationalen Wettstriet good afsnäen. Wieldat se „Plattsounds" wunnen hebbt, stunnen de beid Musikers bi „Liet International" in'n Wettstriet. De Bühn van de Kulturetage Oldenburg bi „Liet International": 10 Deelnehmers mit över 60 Musikers ut ganz Europa hebbt sik hier drapen un Musik maakt. Nich blots Gitarr un Slaggtügg – man ok ole Instrumenten ut de Kuntreien sind speelt wurrn. De Musikers hebbt faken ok en Betug to ehr Heimat in de Musik funnen.
Fotos: Council of Europe/ Sandro Weltin

De wunnerbar Annie Heger hett tosamen mit Detlef Wutschik un sien „Vörarbeiter“ Werner Momsen dör de „Smachthappens“ van de Gala modereert.

Bi dat Festivalcafe „Café Leutbecher“ is elke Dag en Namiddag up Platt lopen. Musik, Vertelln, Spelen, Bingo un Tee

PLATTart maakt de Welt global

Van Stefan Meyer

Root, Blau un Witt hett dat Ollnborger Land in de verleden Weken lücht, wenn man dör de Straten lopen is: De Farven van PLATTart 2015 blenkerten överall van de Plakaten. Van'n 27. Februarmaand bit to 8. Märzmaand is in't Ollnborger Land de fievte Uplag van PLATTart lopen. Musik, Theater, Flashmobs, Spelen un en Bült anner Aktionen weern dorbi un hebbt ditmal noch mehr Lüe mittrucken as in de Verleden Johrn. Alleen över 2.500 Minschen weern bi de Aktionen un de Kuffermarkt an'n letst Dag in't Staatstheater ünnerwegens. Dorto kaamt noch de Tokiekers, de de Meckerkring un de Flashmobs överall belevt hebbt, so dat wiet mehr as de 3.000 Besöker van PLATTart 2013 dorbi ween sind.

De Uptakt van PLATTart hett mit de „PLATTgold-Gala“ an'n 27. Februarmaand in't Kleine Haus van't Ollnborger Staatstheater mit de „Smachthappens“ al neischierig maakt, wat in dat Festival allns lopen ward. Annie Heger hett tosamen mit en Werner Momsen, de nu ok Platt snacken deit, mit veel Pläseer un Smüstergrienen wiesmaakt, woveel Bedüden Plattdüütsch för us ok in en globaliseert Welt un ok in us Stadt hett. All Plattsnackers ut de Stadt weern bi dit Festival „PLATTopoliten“, wat jedeen ok up de Anstickers wies weern kunn.

Bevör PLATTart losgahn is, weern al veel Veranstalten utverköfft: Karten för „Männerhort“ van de „August Hinrichs Bühne“ un ok för dat Kunzert van „De Brotbüddels“ bi Hempen Fied weern all flink weggrepen. Över dat ganz Festival sind Aktionen in dat Festivalcafe „Café Leutbecher“ över de Bühn gahn. Bi en Teezeremonie, Bingo un en Speelnamiddag up Platt, kunn jedeen sik ok mal van Harten up Platt utsnacken.

PLATTart hett siet dat eerst Mal in't Johr 2006 faste Wuddeln in't Ollnborger Land un in't Plattdüütschrebett inslaan. Mit en Speelort in Wiesmoor (Ostfreesland) hett PLATTart nu ok dat eerst Mal över't Ollnborger Land henweg neie neddersüütsch Kultur brocht.

Platt höört ok in de Stadt un in en globalisert Welt, wieldat Spraak as Teken un Utdruck van Kultur us un us Kinner wiesmaakt, well se sünd un wo se herkaamt. Mit faste Wuddeln ünner de Fööt is man sachts ok

drinken up Platt in de Stadt.
Fotos: © Jörg Hemmen/PLATTart

beter rüst in disse Welt to bestahn. Man ok van PLATTart 2015 blifft wat bestahn, denn bi dat „PLATTplanten“ is mit de Saatpackjes na dat Vörbild van „urban gardening“ dat Logo van „PLATTart“ plant wurrn. Wenn dat Vörjohr dor is, denn schall in Root, Blau un Witt in de Wallanlagen bi't Staatstheater Ollnborg de Blomen in de Farven van PLATTart lüchten.

Blots för PLATTart is de „Meckerkring“ as Beschwerdechor up de Welt kamen. Ünner de Leit van Insina Lüschen hebbt de Lüe över Saken sungen, wo se sik över argern deit. Mit Musik un en Smüstergrienen is dat veel enfacher up Platt sien Arger rut to laten. Un de „Meckerkring“ wull wietermaken, denn dor gifft dat ja jümmers wat, wat Verdwars lopen deit.

Mit veel Pläseer un Vermaak hebbt all Lüe bi PLATTart mitmaakt, so dat wi nu us al up neie nedderdüütsch PLATTart-Kultur in 2017 freien köönt.

„Holten Hinnerk“ för Heinrich Siefer

Van Stefan Meyer

De Theolog un Schrieverskeerl Heinrich Siefer hett an'n 7. Märzmaand in Lilienthal de „Heinrich-Schmidt-Barrien-Preis“ 2015 för sien Verdensten üm de plattdüütsch Spraak kregen.
Foto: Kreke, Münsterländische Tageszeitung

Mit andächtig utsöökt plattdüütsch Wöör un en deepföhlen Art un Wies mit Lüe umtogahn, hett de katholsch Theologe un Schrieverskeerl Heinrich Siefer al veel Lüe röögt. En Hartenssaak is dat jümmers för em, sik as „plattdüütschen Müerke“ dorför intosetten, mit de Spraak en Brügg to de Minschen to boen. En Brüüg, de vör all ok för de olen Lüe weer en Stück Leven trüggbringen deit, wenn Heinrich Siefer sik dorför langmaakt, dat Plattdüütsch besünners in de Utbilln bi de Pleeg van demenzkrank Minschen in en groot Tell stahn mööt.

As plattdüütschen Schrieverskeerl is he al lang bekannt wurrn, un wo goot he mit de Spraak umgeiht, wiest us ok weer sien Texten in dat Book „Land so wiet“, wat 2014 rutkamen is. De Minsch in sien Heimat, de Natur un dat Söken na Stütt in't Leven – dat tekent dat Schrieverswark van Heinrich Siefer ut. He warkt in de Schrieverkring van „De Spieker“ un siet 1991 al in de „Schrieverkring Weser-Ems“.

Man bito maakt he ok in de Katholsche Akademie Stapelfeld Familgenfreitieden up Plattdüütsch, maakt mit bi de Warkkoppel „Plattdüütsch in de Kark Neddersassen/Bremen“, geevt de Tietschrift för plattdüütsch Gemeindewark „De Kennung“ mit rut, is Baas van de „Fachgruppe Niederdeutsch und Saterfriesisch“ in'n Neddersasschen Heimatbund un siet över teihn Johr al de Baas van de „Arbeitsgemeinschaft niederdeutsche Sprache und Literatur“ bi de Ollnborger Landskupp.

Wenn't üm Platt in de Politik geiht un de rechten Wöör to finnen, üm bi de Lüe ok wat in Gang to setten, is Heinrich Siefer de recht Keerl, de mit sien enföhlsam Ümgang mit Minschen jümmers weet, weck Gang to lopen is, wenn man för de Spraak wat lospedden wull.

För all sien Warken un Strieden is he nu as de 15. Priesdräger mit de groot „Heinrich-Schmidt-Barrien-Pries“ in 2015 uttekennt wurrn. In en Fierstünn in de St.-Jürgen-Kark in Lilienthal is de holten Büst van de Schrieverskeerl Heinrich Schmidt-Barrien van de „Freundeskreis Dat Huus op'n Bulten“ an em övergeven wurrn. De Pries ward siet dat Johr 2000 vergeven un geiht an all de Lüe, de sik in besünner Art un Wies för de plattdüütsch Spraak insetten deit. Ok Ina Müller un de Hipp Hop-Band „De Fofftig Penns“ hebbt de Pries al mal kregen. So is de „holten Hinnerk“ nu al düchtig in de Welt rümkamen un find nu för en Johr en Tohuus in Cloppenbörg.

Mit Heinrich Siefer is en stillen Strieder för de Spraak, för de dat Mit'nanner un dat Minsch ween düchtig vörn steiht, uttekennt wurrn. Wi graleert van Harten un freit us bannig mit em.

Ein bayrischer See in Oldenburg

Zu einem neu entdeckten Gemälde der Oldenburger Künstlerin Emma Ritter (1878 – 1972)

von Udo Elerd

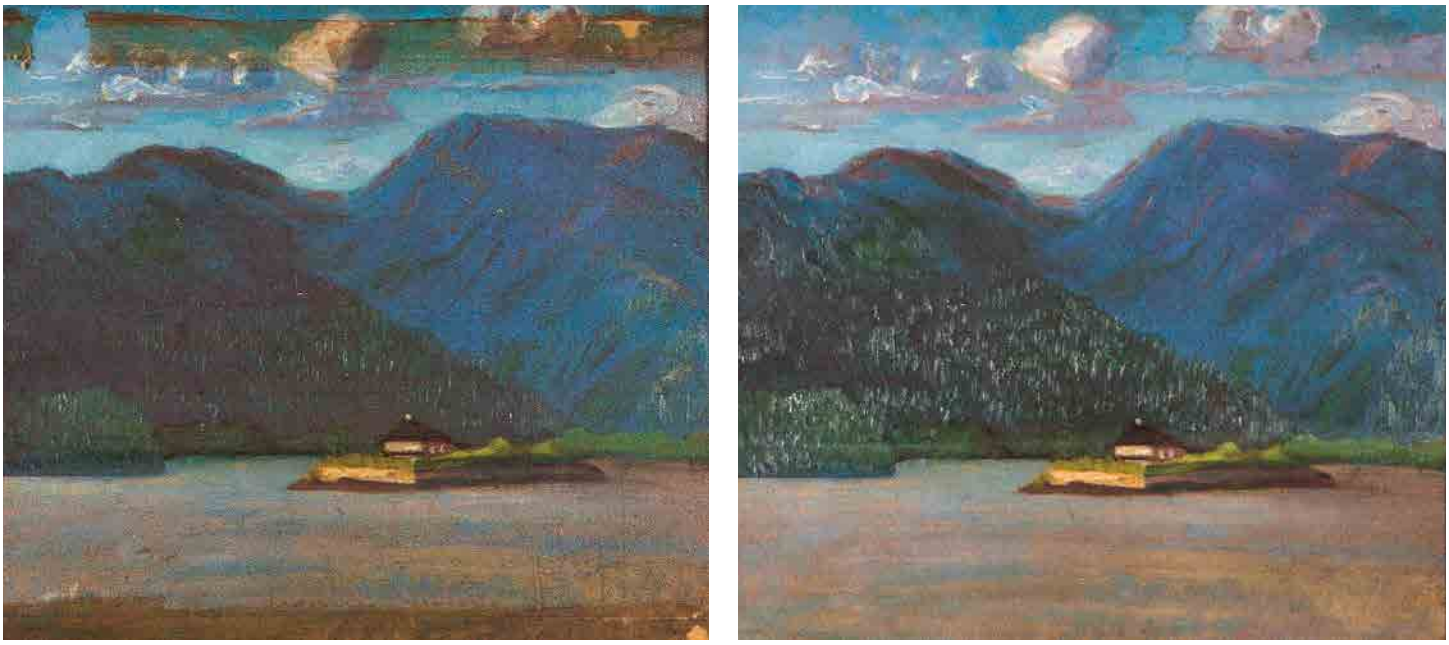
Das Oldenburger Land ist bekanntlich auf besondere Weise mit der Klassischen Moderne verbunden: Seit dem Sommer 1907 hatten sich Mitglieder der für die Etablierung des deutschen Expressionismus wichtigen Künstlergruppe „Die Brücke“ um Karl Schmidt-Rottluff, Erich Heckel und Max Pechstein in dem damals außerhalb der engeren Landesgrenzen noch weithin unbekannten Dangast am Jadebusen niedergelassen und dort in den Sommermonaten der folgenden fünf Jahre eine intensive künstlerische Tätigkeit entfaltet.

An diesem bedeutsamen Stück deutscher, ja europäischer Kunstgeschichte hatte auch – als einzige Frau! – eine Oldenburgerin regen Anteil: die in Vechta geborene, aber in der „Haupt- und Residenzstadt Oldenburg“ aufgewachsene Emma Ritter, deren Vater seit 1879 die Stelle des Chefarztes am Peter-Friedrich-Ludwig-Hospital bekleidete. Auf Empfehlung der Oldenburger Künstlerin Marie Stein-Ranke war sie 1898 nach Düsseldorf an die Malschule von Professor Willi Spatz gegangen, hatte dann von 1903 bis 1905 in einem privaten Kreis Unterricht bei Lovis Corinth in Berlin genommen und danach ihre Studien in München bei Theodor Hummel fortgesetzt. Die Stationen zeigen, dass es ihr um den ernsthaften Erwerb künstlerischer Professionalität ging und weniger um die Ausübung einer bloßen Freizeitbeschäftigung, die als dilettierendes Zeichnen und Malen seinerzeit in Kreisen des Besitz- und Bildungsbürgertums weit verbreitet war.

Emma Ritter an der Staffelei im Garten von Theodor Francksen, Sommer 1909. Foto: Stadtmuseum Oldenburg

Offenbar im Sommer 1909, als Emma Ritter sich wieder in Oldenburg aufhielt, hatte Theodor Francksen – Sammler, Mäzen und durch testamentarische Verfügung dann Stifter des Oldenburger Stadtmuseums – sie auf die Brücke-Künstler in Dangast aufmerksam gemacht, zu denen er selbst seit dem Jahr zuvor brieflichen wie persönlichen Kontakt unterhielt. Aus eben jener Zeit hat sich in Theodor Francksens Nachlass eine von ihm aufgenommene Fotografie erhalten, die eine bemerkenswerte Szene in seinem Garten festhält: Emma Ritter im Malerkittel mit Palette vor einer Staffelei, etwas versetzt dahinter, unter einem Laubbaum, ihr Modell, eine nicht näher bekannte junge Frau auf einer weiß lackierten Sitzbank.

Die Verbindung, die Theodor Francksen zu den in Dangast tätigen Brücke-Künstlern hergestellt hatte, zumal zu Karl Schmidt-Rottluff, ließ Emma Ritter zeitlebens nicht mehr abreißen. Mit ihnen nahm sie ab 1911 ständigen Wohnsitz in Berlin und blieb fortan in freundschaftlichem Umgang mit ihnen. Als Schmidt-Rottluff sich zum Kriegsdienst stellen musste, bezog sie sein verwaistes Atelier. Einen besonders engen Kon-



Zustand des Bildes vor (links) und nach der Restaurierung. Fotos: art-restauro

takt pflegte sie mit Lyonel Feininger und seiner Frau. Auch Otto Mueller und Frau gehörten zum Freundeskreis. Emma Ritters Berliner Zeit endete 1923 dann unfreiwillig: Als ihre Mutter, seit 1914 Witwe, schwer erkrankte, kehrte sie nach Oldenburg zur Pflege und Betreuung zurück und verließ die Stadt erst wieder nach dem Tod der Mutter (1939). Die ersten Kriegsjahre, bis 1941, verbrachte sie bei einem Neffen in Wanne-Eickel und fand danach ein Unterkommen im Wilhelm-Stift in Berlin-Charlottenburg. Als sie sich gerade auf einem Landgut in der Posener Gegend aufhielt, ereilte sie im November 1943 die Hiobsbotschaft, dass ihre Wohnung im Stift total ausgebrannt war. Damit war auf einen Schlag alles vernichtet, was sie an eigenen Bildern und Studien noch hatte „und an Arbeiten von meinen nun ganz grossen Künstlerfreunden, und das war nicht wenig!“

Der weitere Lebensweg, die endgültige Übersiedlung nach Oldenburg 1946 und die künstlerischen Aktivitäten bis zu ihrem Tod 1972 mögen hier auf sich beruhen. Festzuhalten bleibt – vor dem Hintergrund des kriegsbedingten Verlustes der seinerzeit noch in ihrem Besitz befindlich gewesenen Arbeiten –, dass Zeugnisse aus ihrer von den Brücke-Künstlerfreunden beeinflussten Werkphase von jeher große Aufmerksamkeit in Kreisen Oldenburger Kunstsammler (und selbstredend auch der Museen) erfuhren und erfahren – zumal nach der geradezu epochemachenden, von Gerhard Wietek kuratierten Ausstellung des Oldenburger Kunstvereins „Maler der Brücke in Dangast 1907 bis 1912“ (im Oldenburger Schloss vom 2. bis 30. Juni 1957).

Verständlich also, dass jeglicher Hinweis auf eine neu auftauchende, bis dahin nicht erfasste frühe Arbeit von Emma Ritter ein gerüttelt Maß an Neugierde weckt. So auch im Frühjahr 2012, als dem Stadtmuseum Oldenburg nachrichtlich das hochherzige Angebot zuging, aus einer privaten Sammlung von Gemälden namhafter Oldenburger Künstler all das auswählen zu dürfen, was die Museumssammlung bereichern würde. – Bei einer sogleich vereinbarten Ortsbesichtigung erregte der Hinweis auf ein Bild von Emma Ritter in der Sammlung („Hat mein Mann von ihr für seine ärztliche Leistung als Honorar in den 50er-Jahren bekommen.“) besondere Aufmerksamkeit – zumal damit der Verweis auf die Rückseite verbunden war, die auch bemalt sei. Und die hatte es bei näherem Hinsehen wirklich in sich.

Zunächst galt es allerdings, die eigene Fassungslosigkeit im Zaume zu halten: Um die Elektro-Haus-Sicherungen zu kaschieren, war Jahre zuvor ein hölzerner Steckrahmenkasten gefertigt worden, als dessen fest fixierte Abdeckplatte Emma Ritters beidseitig bemalter Malkarton diente. Als (unbeschädigte) Ansichtsseite hatte man dabei die – sicher als gefälliger empfundene – Darstellung eines von Birken im Herbstlaub gesäumten, sandigen Waldwegs gewählt; eine Bildfindung wohl aus den 1940er-Jahren in ansprechendem Kolorit, aber letztlich doch recht konventionell umgesetzt. Anders die „verborgene“ Rückseite. Auf den ersten Blick eine frühe Arbeit von Emma Ritter, wohl aus der Zeit, als sie sich – vor 1909 – in Bayern aufhielt: eine Berglandschaft mit See und in diesem eine markant geschnittene Insel mit einem Wohngebäude. Aber in welchem Zustand das Bild! Man musste die Befürchtung haben, dass die der Halterung dienenden Klebungen und sonstigen Befestigungsspuren irreparable Schädigungen der Malschicht bewirkt hatten. – Dass am

Der Bericht von Ludmila Henseler belegt die aufwendige Restaurierung.

Ludmila Henseler

Restaurierungsbericht zu dem Gemälde von Emma Ritter

Objekt:	Ölgemälde in einem Zierrahmen
Darstellung:	„Berglandschaft mit einem See“ Emma Ritter (geb. 18.12.1878 in Vechta – gest. 23.03.1972 in Oldenburg), zugeschrieben, keine Signatur
Datierung:	Frühwerk, vermutlich 1906/1907
Material:	Ölfarben auf Malkarton, beidseitig bemalt
Maße:	B: 43,5 x H: 40,0 cm

Das Restaurierungsziel umfasste die Konservierung und Restaurierung des Kunstwerkes. Alle Maßnahmen wurden auf die Beschaffenheit des Objektes abgestimmt und dienten der Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes.
Zustand vor der Restaurierung im Mai 2013.

Das Bild wurde auf Malpappe gemalt. Seit ungefähr 1866 gewann dieser Bildträger in der Malerei an Bedeutung und wurde als kostengünstiges Trägermaterial geschätzt, obwohl es als Malgrund wegen seiner Empfindlichkeit gegen Feuchtigkeit nur bedingt geeignet ist. Die Malpappe wurde vor dem Farbauftrag mit einem dünnen Ölgrund versehen. Sie ist beidseitig mit Landschaftsmotiven in Ölfarbe bemalt. Ein Firnis ist nicht vorhanden. Auf der Bild-Vorderseite findet sich ein Bergmotiv mit einem See und einer zentral gelegenen Insel mit einer kleinen Hütte. Die kühle expressive Farbigkeit schafft eine leichte Transparenz. Die Wechselwirkung zwischen der pastosen Malerei in der Berglandschaft und dem Himmel und einer Lasurmalerei des Wassers, schafft eine wirkungsvolle Stimmung. Durch die zentral angelegte Insel mit der in hellen Farben gehaltenen Hütte entsteht eine spannungsvolle Szenerie. Auf der Rückseite ist ein Waldweg mit herbstlicher Stimmung gemalt. Es gibt keine Signatur.

Das Objekt befand sich in einem kritischen Zustand. Es wurden keine früheren Restaurierungsversuche oder Übermalungen festgestellt. Unsachgemäße Lagerung und schlechte Einrahmung verursachten Deformationen am Bildträger. In der linken oberen Ecke des Gemäldes entstand ein Knick mit Brüchen in der Malschicht.

Im unteren und oberen Bereich der Bildfläche wurden breite Klebestreifen als Folge unsachgemäßer Fixierung des Bildes auf einen Untergrund verwendet. Der vorhandene Klebstoff war ein kalthärtender Kraftkleber auf 2-Komponenten-Epoxid-Basis. Beim Abnehmen des Bildes sind großflächige Abplatzungen des Bildträgers und der Malschicht entstanden. Auf der rechten oberen Bildhälfte fand sich ein diagonal verlaufender Streifen mit Materialrückständen des zuvor verwendeten Kreppbandes. Die vertrockneten Rückstände erwiesen sich bei der mechanischen Entfernung sehr widerstandsfähig. In der untere Bildhälfte fanden sich unregelmäßig aufgetragenen Schichten von stark verdünntem Kaltleim. Die Gemäldeoberfläche war durch Staub- und Rußpartikel stark verschmutzt. Außerdem gab es 3 Bohrlöcher im Randbereich.

Für die Beseitigung aller Schäden war gute Materialkenntnis der verwendeten Malmittel sowie der Maltechnik Voraussetzung. Die Beseitigung des Zwei-Komponenten-Epoxid-Klebers musste auf chemischem Wege erfolgen und bildete eine besondere Herausforderung. Die gesamt Oberfläche des Gemäldes wurde gereinigt. Malschichtverluste und Bohrlöcher wurden gekittet und retuschiert. Da ursprünglich kein Firniss vorhanden war, wurde auch jetzt darauf verzichtet.

ART- Restauro, Restaurierungsatelier Ludmila Henseler, Diplom-Restauratorin

Oldenburgerstr. 295, 26180 Rastede, www.art-restauro.de

Ende solcherart Befürchtungen gegenstandslos wurden, verdankt sich einer aufwendigen, gleichwohl behutsamen Fachrestaurierung, die mittlerweile abgeschlossen werden konnte (siehe den nebenstehenden Bericht von Ludmila Henseler). Das relativ kleinformatige, nahezu quadratische Gemälde präsentiert sich wieder in seiner ursprünglichen Gestalt und Farbintensität.

Zuletzt: Um welche Örtlichkeit es sich bei der Darstellung handelt, ist nicht mit letzter Sicherheit auszumachen. Zurate gezogene Lokalkenner favorisieren die Vermutung, es handele sich um die Insel Wörth im Schliersee. Das hat insofern (fast) alles für sich, als Emma Ritters seinerzeitiger Lehrer in München, Theodor Hummel (1864 – 1939), gebürtig aus Schliersee stammte! Allerdings ist zu bedenken, dass es Emma Ritter gewiss nicht um eine detailgetreue Wiedergabe eines ganz bestimmten Naturausschnitts gegangen sein dürfte, insofern Abweichungen von der Realität mitzudenken sind, selbst wenn sie die bestimmte Situation im Schliersee zum (groben) Bildvorentwurf gewählt haben sollte. Ohnehin ist die Bildwirkung weniger durch naturalistische Detailtreue bestimmt als durch die von Grün-Grau-Blau-Tönen beherrschte Palette mit beinahe suggestiver Eindrücklichkeit – wobei der Gelbocker-Ton eines Inselteils einen vitalen Kontrapunkt setzt wie die Weißhöhungen der nach oben abschließenden Wolkenkette. Dass sich diese Wolken nahezu wirklichkeitsgetreu abgebildet finden, macht deutlich, dass Emma Ritter seinerzeit ihre Dangaster Anregungen erst noch (unmittelbar) bevorstanden.

Die Restauratorin Ludmila Henseler bei ihrer Arbeit. *Fotos: art-restauro*

Kunstverein „Die Wassermühle“ in Lohne – das Ausstellungsjahr 2015

Red. Engagierte Kunstfreunde gründeten 1982 in Lohne den Kunstkreis „Die Wassermühle Lohne e. V.“, der 2008 seinen heutigen Namen erhielt. Seit nun mehr als 30 Jahren leistet er mit seinen Aktivitäten einen wichtigen Beitrag zum kulturellen Leben in Lohne und im Oldenburger Münsterland. Die denkmalgeschützte Wassermühle ist das zweitälteste Gebäude in Lohne, in den zwei Ausstellungsräumen des achteckigen Gebäudes finden jährlich vier bis fünf Kunstausstellungen statt. 2013 bis 2014 wurde der Kernbau saniert und um einen Anbau mit Foyer, Rezeption und Sanitärräumen erweitert. Insgesamt stehen nun 130 Quadratmeter Ausstellungsfläche zur Verfügung.

Schwerpunkte des Ausstellungsjahres 2015 sind die Themen „Landschaft“ und „Porträt“ in Malerei, Grafik und Skulptur. Die ersten beiden Ausstellungen waren einer Künstlerin und einem Künstler gewidmet, die in Norddeutschland leben und arbeiten und sich mit ihrer Kunst einen Namen erworben haben: Rose-Richter Armgart (die Ausstellung ging am 5. April zu Ende) und Hein Bohlen.

Auch 2015 möchte der Kunstverein herausragendes künstlerisches Lebenswerk würdigen: Im September steht das bildhauerische Werk der Berliner Künstlerin Sabina Grzimek im Mittelpunkt. Die Künstlerin hat sich in der figürlichen Bildhauerei große Anerkennung erworben und wurde 2011 vom Land Brandenburg für ihr Lebenswerk ausgezeichnet. Mit der Novemberausstellung fördert der Kunstverein die Arbeit von Mandy Friedrich, einer jungen Dresdener Künstlerin und Vertreterin der Dresdener Malschule, deren expressive und einfühlsame Malerei auf dem Kunstmarkt und in Galerien bereits überregional Beachtung und Anerkennung fand.

Das neue Foyer mit Durchgang zur historischen Mühle. *Foto: Kunstverein Wassermühle*

29. Mai – 28. Juni
Hein Bohlen
waterfront – Malerei
und Holzschnitte

11. September – 11. Oktober
Sabina Grzimek
Bildhauerei/Grafik

27. November – 10. Januar 2016
Mandy Friedrich
Malerei

Öffnungszeiten und Führungstermine unter
www.kunstkreis-wassermuehle.de

Ursula Sander: Ein Leben mit Büchern

Nach 66 Jahren hat sie ihren 145 Jahre alten „Laden“ abgeschlossen

Von Günter Alvensleben

In der heutigen schnelllebigen Zeit sind Tradition, Behäbigkeit und Atmosphäre in der Geschäftswelt fast zu einem Fremdwort geworden. Aber in historisch gewachsenen Regionen, wie auch im Oldenburger Land, haben sich hier und da bemerkenswerte einzigartige Wertevorstellungen durch die Jahrhunderte gehalten. Umso bedauerlicher ist es, wenn schließlich aus nachvollziehbaren Gründen doch ein Schlusspunkt gesetzt wird. In Westerstede, in der Peterstraße 22, wurde jetzt ein „Laden“ geschlossen, der seit 1869 – also seit der Regierungszeit von Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg – für mehrere Generationen ein bekanntes und beliebtes Einkaufsziel war. Nach 66 Jahren ununterbrochener Verkaufstätigkeit zog Ursula Sander im Alter von 91 Jahren den Türschlüssel zu ihrer Buchhandlung zum Jahreswechsel endgültig ab.

Dabei hätte Ursula Sander, die wohl älteste selbstständige Einzelhändlerin und Buchhändlerin weit und breit, ihre Stammkundschaft, die die persönliche Verkaufs- und Gesprächsatmosphäre sowie die Qualität der Waren zu schätzen wusste, recht gerne weiter bedient. Aber sie freut sich darauf, jetzt etwas mehr Zeit für sich selbst zu haben. Außerdem gibt es viele hochinteressante Unterlagen über die Geschichte des Geschäftes und der Stadt Westerstede und nicht zuletzt über die Familie zu sichten und auszuwerten; davon wird, wie sie sagte, auch das Westersteder Stadtarchiv profitieren. Da, wo im ansprechenden Geschäftsraum sonst Bücher, ausgesuchte Kunstdrucke, hochwertiges Kunstgewerbe und anspruchsvolle Textilien, unter anderem edle Decken, die Regale und Tresen oder als Auslagen die Schaufenster beherrschten, ist jetzt Leere eingekehrt.

Apropos Schaufenster: Ursula Sander ist stolz darauf, dass sie stets viel mit Liebe, Gefühl und Augenmaß ihre Schaufenster selbst dekoriert und auch aktuelle Ereignisse in der Stadt auf ihre Weise geschmackvoll illustriert hat. Wenn auf dem Westersteder Marktplatz die Freilichtspiele angesagt waren, dann hob sich auch in einem Schaufenster bei Ursula Sander der Vorhang. Ein „Hingucker“ im Schaufenster war für einige Jahre auch der rotbraune Kater „Heini“, der es sich immer wieder inmitten der Auslagen gemütlich machte. Besonders eindrucksvoll zeigte sich die Schaufenstergestaltung, wenn die „RHODO“, Europas größte Rhododendronschau, im Veranstaltungskalender stand. Selbst die Schließung ihres

„Ladens“ hat sie humorvoll, ohne Wehmut dekorativ inszeniert und in vollendeten Versen begründet.

Nicht nur von historischen Ereignissen in Westerstede und im Ammerland, von Erfahrungen mit Kunden und von Erlebnissen mit Künstlern und Schriftstellern weiß Ursula Sander recht lebhaft zu berichten; vor allem über die Anfänge des „Ladens“ in der Peterstraße plaudert sie gerne und impulsiv. Den Startschuss gab ihr Urgroßonkel Johann Gottwald Grabhorn, der sich von Napoleons Diensten für eine stattliche Summe freikaufte, den Betrag aber nie bezahlt hat, sondern als gelernter Buchbinder lieber in die Eröffnung eines Ladens investierte. Das war 1818, vor fast 200 Jahren und zunächst in der Peterstraße 2. Eine Brieftasche mit aufschlussreichen Dokumenten aus dieser Zeit ist im Besitz von Ursula Sander. Die geschäftlichen Aktivitäten gingen später auf den Neffen Gerhard Böhlje, ebenfalls Buchbinder, und dessen Schwester Anna Sophie über. In der Peterstraße 22 wagten sie 1869 die Neueröffnung eines Geschäftes mit zweifachem Angebot. Gerhard Böhlje führte die Buch- und Papierhandlung und Schwester Anna Sophie verkaufte Handarbeitsbedarf.

Mit ihrer Heirat schuf Anna Sophie Sander, geborene Böhlje, die Urgroßmutter von Ursula Sander, die Voraussetzung für die Fortführung des Geschäftes in der Peterstraße, das sie für ihren Sohn Heinrich, ein gelernter Buchbinder und versierter Fotograf, von ihrem Bruder Gerhard im Jahre 1894 abkaufte. Schmunzelnd erzählt Ursula Sander, dass ihre Urgroßmutter, wie eine erhaltene Urkunde aussagt, ein kaiserliches Patent für „Troddeln an Sofakissen“ besaß und „nebenbei“ als Witwe so erfolgreich dichtete, dass selbst die Steuerbehörde darauf aufmerksam wurde. Die „Dichterei“, so nimmt sie an, hat sie auf jeden Fall geerbt. Das inzwischen bekannte Geschäft mit einem umfangreichen

Angebot an Büchern, Papierwaren und Spielzeug sowie mit einer Buchbinderwerkstatt führten die Großeltern, Heinrich und Anna Sander, Jahrzehnte lang fort. Ihre Eltern hatten sich dagegen anders orientiert. Zur Erinnerung an ihren Vater Hans Sander steht heute noch eine vom ihm 1914 in Chile erworbene spanische Gitarre neben dem Bücherregal im Wohnbereich.

Ihren Erfolg und ihr Durchsetzungsvermögen verdankt Ursula Sander, wie sie immer wieder betont, ihrem Großvater Heinrich Sander. Bei ihm erlernte sie ab 1939 den Beruf als Buchbinderin, bestand im Jahre 1941 mit Bravour ihre Gesellenprüfung – wobei sie sich in der Berufsschule in Oldenburg als einziges Mädchen unter 21 jungen Männern behaupten musste – und absolvierte bei einem Oldenburger Buchbinder kurz danach die Meisterprüfung. Aber auch die Kriegsereignisse sollten sie einholen, denn sie musste zwischenzeitlich an verschiedenen Orten „dienen“. Ihre Stationen waren Straßenbahnschaffnerin in Rostock, Pflichtjahr in der Landwirtschaft im Westersteder Ortsteil Halsbek, Flakhelferin bei Hamburg und Aushilfskraft in der Oldenburger Landesbibliothek.

Dann kam der entscheidende Tag im Berufsleben von Ursula Sander: Im Juni 1948, im Monat der Währungsreform, eröffnete sie als selbstständige Buchbinderin in der Peterstraße 22, in den Räumen, in denen schon ihre Urgroßmutter am Verkaufstresen gestanden hatte, ihren eigenen Laden. Das war zunächst kein Zuckerschlecken, denn die recht knappen Materialien musste sie per Anhalter teilweise aus dem Rheinland holen, und die Aufträge waren auch nicht immer zufriedenstellend. Die schwierige Situation brachte sie schließlich auf die Idee, vorrangig Bücher, passende Kunstdrucke und kunstgewerbliche Waren anzubieten. Damit setzte sie sich als literarisch interessierte und künstlerisch veranlagte Geschäftsfrau in Westerstede erfolgreich durch. 66 Jahre lang stand sie unermüdlich in „ihrem“ Laden, in einem Geschäftshaus, in dem seit 1869, also gut 145 Jahre lang, eine zufriedene Kundschaft ein- und ausgegangen war. Ursula Sander war für viele Bewohner von Westerstede sozusagen eine „Institution“. Aber daran wird sich auch nicht viel ändern, denn sie ist – wie sie engagiert betont – immer noch für ihre ehemaligen treuen Kunden, für interessierte Bürger da und „nicht aus der Welt“!

Linke Seite: So kannte man Ursula Sander: Immer guter Dinge am Verkaufstresen und zu einer Plauderei bereit. Die Katze „Zicki“ gehörte in der letzten Zeit mit zum „Personal“. In diesen Räumen bediente bereits ihre Urgroßmutter zufriedene Kunden.
Oben: Der Laden der Großeltern in der Zeit um 1905 in der Peterstraße. Zum Warenangebot gehörten seinerzeit Bücher, Papierwaren und Spielzeug.
Die ehemalige Kunstgewerbliche Abteilung der Buchhandlung, auf die Ursula Sander besonders stolz war.
Fotos: Foto Sander

Museumsdorf erforscht dunkles Kapitel der NS-Zeit

Herkunft von rund 500 Objekten bislang ungeklärt – Unterstützung durch den Bezirksverband

von Katrin Zempel-Bley

70 Jahre nach Kriegsende sollen rund 500 Objekte aus dem Alltagsleben, aber zum Beispiel auch der Quatmannshof im Museumsdorf Cloppenburg genauer unter die geschichtliche Lupe genommen werden. Sie alle sind im Zeitraum zwischen 1933 und 1945 erworben worden. Doch niemand weiß genau, woher sie kommen, womit sie finanziert wurden und ob es sich möglicherweise um enteignetes jüdisches Eigentum handelt.

Das Museum hat das Forschungsprojekt „Das Museumsdorf Cloppenburg während der nationalsozialistischen Zeit – Sammlungsgeschichte in ihrem institutionellen Kontext" entwickelt und bei der Arbeitsstelle für Provenienzforschung Fördermittel zum 1. April beantragt, die jetzt in Höhe von 65.000 Euro bewilligt wurden. Auch der Bezirksverband Oldenburg (BVO) unterstützt das Projekt mit 20.000 Euro. Zusätzliche Landesmittel stehen nicht zur Verfügung. Das Museum selbst bringt Eigenmittel in Höhe von 60.000 Euro auf, um in den nächsten zwei Jahren Licht in das Dunkel eines bis heute ungeklärten und beschämenden Kapitels zu bringen.

Damals hieß der BVO noch Landesfürsorgeverband, wurde am 1. April 1944 Hauptträger des Museumsdorfes und blieb es bis zur Gründung der Stiftung Museumsdorf Cloppenburg 1961. „Wir möchten Klarheit über unsere Vergangenheit", erklärt Frank Diekhoff, BVO-Verbandsgeschäftsführer, das Projekt-Engagement. Seine Stellvertreterin Karin Harms hofft, „dass Blackboxen geöffnet werden, die Transparenz herstellen und die 20.000 Euro somit eine gute Investition in eigener Sache darstellen".

„Es geht darum, die Sammlungsgeschichte in ihrem institutionellen Kontext zu recherchieren und die Geschichte der variierenden Trägerschaften und Förderungen zu eruieren", erläutert Prof. Dr. Uwe Meiners, Direktor des Museumsdorfes Cloppenburg, bei der Projektvorstellung in Oldenburg. Dabei können die Historiker Dr. Karl-Heinz Ziessow vom Museumsdorf und Dr. Joachim Tautz von der Universität Oldenburg in den nächsten zwei Jahren auf wichtige Quellen zurückgreifen. Ziessow spricht von einer „idealen Überlieferungssituation".

Mit der gut erhaltenen, sorgfältig geführten Registratur sowie den sehr gut geführten handschriftlichen Tagebüchern aus der besagten Zeit des damaligen Museumsdirektors Dr. Heinrich Ottenjann sowie einer umfangreichen Korrespondenz mit verschiedenen Kommunen hoffen die Wissenschaftler, die genauen Erwerbsumstände der 500 Objekte herauszufinden und die Sammlungsgeschichte in ihrem zeitgenössischen politischen Kontext zu entschlüsseln.

Das 1934 gegründete Museumsdorf Cloppenburg ist eines der ältesten Freilichtmuseen und das älteste Dorfmuseum Deutschlands in dieser Größe und diesem Zuschnitt. Seine Sammlungen gehen auf die Aktivitäten des 1918 gegründeten Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland und eines 1921 ins Leben gerufenen Museumsvereins zurück. Diese Sammlungstätigkeit wurde mit der durch die nationalsozialistische Oldenburger Landesregierung 1933/34 initiierten Gründung eines Freilichtmuseums von bis dahin in Deutschland einmaliger Größe auf eine völlig neue Grundlage gestellt.

„Wir fragen uns heute, warum wurde das bereits bestehende Freilichtmuseum in Bad Zwischenahn nicht ausgebaut", sagt Meiners. „Dem schließen sich unter anderem die Fragen an, wie die NS-Museumspolitik im Oldenburger Land aussah und inwiefern sich der Gauleiterwechsel bemerkbar machte. Ob Carl Röver, NSDAP-Gauleiter von Weser-

Was hat es mit dem Quatmannshof auf sich, der vor seiner Abtragung in Privatbesitz war und während der NS-Zeit im Museumsdorf wieder aufgebaut wurde? Auch dieser Frage gehen die Wissenschaftler nach. Foto: Michael Stephan

Stellten das Forschungsprojekt zur Provenienzforschung vor (von links): Frank Diekhoff, Karl-Heinz Ziessow, Karin Harms, Joachim Tautz und Michael Brandt sowie Uwe Meiners (Mitte) mit einem der Tagebücher von Heinrich Ottenjann. Foto: Katrin Zempel-Bley

Ems, der 1942 starb, andere Vorstellungen hatte als sein Nachfolger Paul Wegener."

An erster Stelle als Sammlungsgut standen zunächst Häuser und Teile von Hofanlagen, Werkstätten, Mühlen und ein Adelssitz, die an ihren Originalstandorten abgetragen und im Museumsdorf wieder aufgebaut wurden. Die Recherche- und Sammlungstätigkeit erstreckte sich auf die ganze Region des Oldenburger Münsterlandes und weit darüber hinaus. „Im Gegensatz zu anderen Museen, die beispielsweise wertvolle Gemälde in ihren Beständen haben, deren Herkunft bis heute nicht geklärt ist, geht es im Museumsdorf um kulturgeschichtlich wertvolle Exponate, die namenlos sind", klärt Tautz auf.

„Die vorhandenen Akten im Staatsarchiv, aber vor allem im Bundesarchiv in Berlin werden die Quellendichte maßgeblich erhöhen", weiß Tautz aus seiner Vorrecherche. „Wir möchten natürlich auch die Beweggründe, Anlässe und Umstände von Objektübernahmen, die finanzielle, politische und administrative Förderung der Objektüberlassung – darunter auch politische Druckmaßnahmen – aufklären."

Das Projekt wird von einem Beirat begleitet, in dem auch die Oldenburgische Landschaft durch deren Geschäftsführer Dr. Michael Brandt vertreten sein wird. Außerdem gehören dem Beirat ein Mitglied der Universität Oldenburg und der Leiter des Staatsarchivs Oldenburg, Prof. Dr. Gerd Steinwascher, sowie ein externes Mitglied an.

Das Projekt beabsichtigt also, für den anhand des Inventarbuchs der Zeit zwischen 1933 und 1945 zuzuordnenden Objektbestand eine möglichst vollständige Beschreibung der Übernahmeumstände zu ermöglichen. Die Vorstellung der Rechercheergebnisse vor einem wissenschaftlichen Fachpublikum und die anschließende Publikation dienen nicht zuletzt auch der Beschreibung neuer Möglichkeiten der Provenienzforschung in älteren Heimat- und Freilichtmuseen.

Gefördert durch
die Oldenburgische Landschaft

Als die Hörspiele laufen lernten

Oldenburger „Hörgänge“ bewegen sich durch Zeit und Raum

Von Karin Peters

Am 24. April 1962, einem Dienstag, um 17.24 Uhr, stand genau an dieser Stelle ein Mann. Stell Dir vor, er würde plötzlich denken – er könnte gedacht haben – vielleicht – er denkt: Es ist alles genau so. Das Licht, die weiche Luft, das dunkle Mauerwerk der Lambertikirche. Und diese merkwürdige Stille. Ja, genau so. Der April 1945 fühlte sich genau so an. Gibt es das? Können sich Tage, die 17 Jahre auseinanderliegen, so gleichen?

Ein authentisches Erlebnis

Irmtraud Eilers und Iris Styhler, beide mit Kopfhörern auf den Ohren und einem MP3-Player in der Hand, stehen vor dem Oldenburger Rathaus. Gebannt lauschen sie der Stimme eines Sprechers, der scheinbar direkt neben ihnen steht. Jetzt drücken sie die Tür auf und treten in das Rathaus ein. „Zehn Stufen und das Schachbrettmuster der Fliesen. Die Uhr ist immer noch da", lässt sich die Stimme vernehmen. Tatsächlich, eine alte Standuhr, direkt vor ihren Augen. Und plötzlich sind sie mitten drin in den Erinnerungen eines Zeitzeugen, der genau hier, im Frühjahr 1945, das Ende des „tausendjährigen Reiches" und die Schicksalsstunde der Stadt erlebt hat. Fritz Koch heißt er. Er war – er ist – zu jener Zeit Leiter des Wohnungsamtes. Drrrrrrd ... ein Telefon klingelt. Der „Mann im Ohr" dirigiert die beiden Frauen über die Treppe ins Obergeschoss des Hauses. Hier muss irgendwo das Büro des Oberbürgermeisters gewesen sein, damals Heinrich Rabeling. Fritz Koch ist dabei, als Rabeling den Anruf entgegennimmt. Ein Engländer stellt die alles entscheidende Frage: kampflose Übergabe oder Bombardierung der Stadt? Die Uhr tickt, das Ultimatum läuft ab. Am Ende entscheidet ein glücklicher Zufall, dass Oldenburg am 3. Mai 1945 ohne Zerstörung an die Alliierten übergeben werden kann ...

Und wieder klingelt im Rathaus das Telefon. – Jetzt echt? Irmtraud Eilers und Iris Styhler tauchen fasziniert aus ihrem Zeitsprung auf. So hautnah haben sie Geschichte noch nicht erlebt. Die beiden Frauen sind Stadtführerinnen in Oldenburg. Mit ihren Kolleginnen und Kollegen nehmen sie heute selbst an einer Art Führung teil. Der Medienkünstler Christian Gude stellt ihnen seine „Hörgänge" vor. Ein in Deutschland einzigartiges Projekt, das Spaziergänger auf eine Reise durch Raum, Zeit und Realitäten schickt.

Oben: Christian Gude erklärt Tina Menke und Juliane Smalla „die Sache mit der Technik" – eigentlich ganz einfach.
Links: Die Uhr im Oldenburger Rathaus, vor der Irmtraud Eilers und Iris Styhler stehen, hat schon 1945 zur Schicksalsstunde der Stadt geschlagen. Fotos: Peter Andryszak

Zwischen Realität und Fiktion

Christian Gude ist ein Typ, dem die Begeisterung für das, was er tut, direkt aus den Augen springt. Hörspiele, diese faszinierende, vielschichtige und oftmals so liebevoll gemachte Kunst- und Erzählform des Rundfunks, waren schon immer sein Faible. Und überhaupt: das Hören. Für ihn ein Sinn, der unserer subjektiven Wahrnehmung geradezu Flügel verleiht. „Wenn ich zum Beispiel fernsehe, bekomme ich Ton und Bilder geliefert, ich habe selbst keine kreative Leistung zu vollbringen. Beim Hörspiel dagegen wird alles, was ich höre, noch mal komplett von mir konstruiert und mit meinen eigenen Vorstellungsbildern verbunden."

Im Hörsaal der Uni Münster fing denn auch seine künstlerische Ausrichtung an. Zunächst noch im Rahmen eines Lehramtsstudiums an der Kunstakademie Münster, wo er sich bereits mit klangakustischen Untersuchungen befasste. Später dann der Ergänzungsstudiengang Medienkunst in Oldenburg. Seither lässt Gude als freiberuflicher Medienkünstler und Kunstpädagoge mit Hörspielen, Klangkunststücken, Radioarbeiten und akustischen Installationen „von sich hören".

Die Idee, Hörspiele aus dem engen Radiokasten zu befreien, ihnen Beine zu verleihen und sie mitten ins Leben zu stellen, hatte er schon vor Jahren. „Es sind Hörspiele für den öffentlichen Raum und vor allem im öffentlichen Raum", erklärt Gude. Sie sollen den Nutzer zu interessanten Schauplätzen der Stadt begleiten und ihn unmittelbar in die Geschichte und Geschichten dieses Platzes involieren. Dabei eröffnet der Künstler seinen „Hör-Gängern" eine fantastische Mischung aus Realität und Fiktion. Vieles passiert gleichzeitig, die Übergänge verschwimmen. Einerseits hier und jetzt der Gang durch den Raum, andererseits der Flug durch die unterschiedlichen Zeit-

Selbst erfahrene Stadtführer wie Gerhard Kindl und Rolf Lohmann erleben die Schauplätze der Geschichte plötzlich mit „anderen" Augen – und Ohren. Foto: Peter Andryszak

ebenen. Hier der faktische historische Hintergrund, dort das Spiel mit Fantasie und Möglichkeiten. Alles eingebettet in eine Klanglandschaft, die so authentisch ist, dass Stimmen und Geräusche von Wirklichkeit und Konstruktion kaum noch zu unterscheiden sind. Gehörtes wird zum aktuellen, authentischen Erlebnis.

Lauter Fragezeichen

Was das Ganze noch spannender macht, sind die Unsicherheiten, die Gude in seinen Hörgängen provoziert. Immer wieder tauchen Fragen auf – könnte es so gewesen sein? Welche Substanz hat Vergangenheit? Oder ganz krass gefragt: Ist Geschichte nichts anderes als eine Behauptung? Fest steht, dass unsere Erinnerung nicht verlässlich ist. Jedes Mal, wenn wir sie aus dem Gedächtnis abrufen, verändert sie sich. Die aktuelle Stimmung drückt ihr einen Stempel auf, stärkt oder schwächt Empfindungen, rückt Details in den Vordergrund und lässt andere verblassen. Im Extremfall entstehen völlig falsche Erinnerungen. Wir meinen, Dinge getan oder erlebt zu haben, die nie passiert sind. Gude nennt als Beispiel einen wissenschaftlichen Test in den USA. Da hätten Psychologen ihre Probanden mit Erfolg glauben lassen, sie hätten sich bei einem Besuch im Disneyland mit der Figur Bugs Bunny fotografieren lassen. „Bugs Bunny ist aber eine Figur von Warner Brothers und wird niemals in Disneyland auftauchen", so der Medienkünstler. Nur ein kleiner Teil unserer Erinnerungen basiere auf Fakten, fährt er fort, „und den Rest füllen wir mit erfundenen Geschichten".

Noch mehr Verwirrung stiftet sein Hörgang, der im Peter-Friedrich-Ludwig-Hospital spielt. Die Episode erzählt von einem Arzt, der das heutige PFL-Kulturzentrum besucht, in dem er einst als Mediziner eine tragische Krankengeschichte erlebt hat. Es geht um Vergangenheit, um Verantwortung und um die Frage: Wie würde ich heute reagieren? „Alle vier Wochen hat der Mensch eine komplett neue Haut, alle 120 Tage ist unser Blut ausgetauscht", folgt der Hörer den Gedankengängen des Arztes. Kein Molekül von damals sei noch in seinem Körper. Also: Bin ich jetzt eine ganz andere Person? Was habe ich heute überhaupt noch mit dem zu tun, was ich gestern gedacht und getan habe? – Es geht Gude um die präzise formulierte Frage, nicht um die Antwort. Genau darin liegt sein künstlerischer Ansatz für dieses Projekt.

Auf offene Ohren gestoßen

Fünf Hörgänge hat er seit August letzten Jahres produziert. Dabei stehen – stellvertretend für den Hörer – stets Menschen im Vordergrund, die sich in persönlichen Konfliktsituationen befinden. Zum Beispiel die alte Dame, die sich im Hörgang „Pferdemarkt" an ihre Kindheit und Hitlers Wahlkampfrede auf diesem Platz erinnert. Gänsehaut erzeugt der Hörgang „Marktplatz": Eine Busschaffnerin begegnet in den 50er-Jahren unvermutet einem Fahrgast, den sie als SA-Mann beim sogenannten Oldenburger Judengang erlebt hat. Das „Alte Rathaus" ist Schau- und Hörplatz menschlicher Ohnmacht im plötzlichen Nichts. Ulrike Meinhof – später RAF-Terroristin – begleitet uns als Schulkind in der „Katharinenstraße". Und nicht zuletzt der bereits erwähnte Arzt im „PFL-Kulturzentrum", der versucht, sich von seinem früheren Leben zu distanzieren.

In Oldenburg stößt Christian Gude mit solchen Hörspiel-Experimenten buchstäblich auf offene Ohren. Auch was deren Förderung und Unterstützung betrifft. „Dass ich in einer doch relativ kleinen Stadt so ein Projekt realisieren durfte, das finde ich schon außergewöhnlich", staunt der 44-Jährige noch heute, „ähnliche Kunstformen gibt es bisher nur in größeren Städten, und zwar in Köln, Berlin und München." Neben der finanziellen Förderung – zum Beispiel durch die Oldenburgische Landschaft – hat er insbesondere von der konstruktiven Partnerschaft mit verschiedenen Institutionen profitiert. Das Edith-Russ-Haus für Medienkunst stand mit kompetenten

Für die Produktion seiner Hörgänge konnte Christian Gude namhafte Schauspieler aus Oldenburg gewinnen. Hier der Sprecher Klaas Schramm bei der Aufnahme im Tonstudio. Foto: Christian Gude

Ansprechpartnern zur Verfügung und begleitete sein Projekt zudem mit öffentlichen Workshops. Ebenso Klangpol, das Netzwerk für Neue Musik Nordwest. Toll auch die Zusammenarbeit mit der Landesbibliothek Oldenburg, die für seine Re-

Es gibt drei einfache Wege zum Hörgang:

- über das Internet als MP3-Download, unter www.hoergaenge.net
- über öffentliche Ausleihstellen in der Stadt. Dort kann man sich fertig vorbereitete MP3-Player und Kopfhörer kostenlos ausleihen. Und zwar im Edith-Russ-Haus (Katharinenstraße 23), in der Tourist-Information Oldenburg (Schlossplatz 16) und im Stadtmuseum Oldenburg (Am Stadtmuseum 4 – 8)
- über das eigene Smartphone, einfach per App mit der Smartphone-Kamera den QR-Code am Startpunkt eines Hörgangs scannen.
  Dann nur noch zum jeweiligen Startpunkt der Hörgänge gehen, Kopfhörer auf, „Play" antippen und los.

Alle weiteren Informationen unter www.hoergaenge.net

cherchen alle Archive öffnete. Und dann natürlich das Oldenburger Hör-Tech Kompetenzzentrum. – „Die haben mir als Sachspende ihre Tonstudios zur Verfügung gestellt, die sie für wissenschaftliche Zwecke verwenden", freut sich Gude. „Ich durfte also in diesen Super-Luxus-Studios die Aufnahmen machen!"

Plastische Klanglandschaften

Etwa drei Monate dauert es vom Skript bis zum fertigen Hörgang. Gude sagt, er empfinde ein „faszziniertes Befremden", wenn seine Figuren, die zunächst nur auf einem Blatt Papier stehen, plötzlich lebendig werden und zu sprechen beginnen. Er arbeitet hier mit bekannten Schauspielern aus der Oldenburger Kulturszene zusammen. Allen voran Klaas Schramm, der den Hörgänger durch die Story führt – „ein Sprecher, den man einfach gern neben sich hat und der Vertrauen schafft". Oder Dieter Hinrichs – „fantastisch, wie viele unterschiedliche Stimmen der produzieren kann" – und Elfie Hoppe – „auch so ein Glücksfall, mit ganz feinen Nuancen" – Pavel Möller-Lück – „Wahnsinn, Wahnsinn!" – oder Anne Eversbusch – „unglaublich, diese Verzweiflung der Ulrike Meinhof im toten Trakt der JVA!"

Genau so professionell entstehen die Geräuschkulissen, mit denen der Künstler seine Inszenierungen unterlegt. Damit sie auch wirklich den Klangcharakter der einzelnen Hörspiel-Stationen wiedergeben, verwendet er sogenannte Originalkopfmikrofone. „Ich bin sozusagen selbst das Mikrofon", erklärt er das Verfahren. Das heißt, er steckt sich während der Aufnahmen je eine Mikrofonkapsel in das linke und eine in das rechte Ohr. So bewegt er sich direkt vor Ort. Es entsteht ein räumlicher, subjektiver Klangeindruck. Der Hörgänger nimmt später über den Kopfhörer genau dieselben Geräusche an derselben Stelle wahr.

Schwierig wird es, wenn es darum geht, Geräusche aus vergangenen Zeiten zu konstruieren. Wie klangen zum Beispiel die Oberleitungsbusse der Firma Pekol, die in den 50er-Jahren auf dem Oldenburger Marktplatz hielten? Oder der Kramermarkt Ende der 20er-Jahre? Was Gude nicht aus eigenen Geräusch-Konserven zaubern kann, findet er eventuell im Internet. Da gibt es Klang-Archive wie „soundsnap", in denen Klangbastler aus aller Welt Geräusche hochladen, die er als Mitglied gegen einen gewissen Betrag verwenden kann. Wo er den Oldenburger Jahrmarktstrubel aus Großmutters Zeiten gefunden hat? „In den USA", verrät er schmunzelnd ein kleines Geheimnis.

Keine Angst vor der Technik

Im Tonstudio schließlich kommt alles zusammen, die Stimmen und die Geräusche. Manchmal sind es mehr als zwanzig Tonspuren, auf denen die einzelnen Elemente noch mal klanglich bearbeitet, richtig positioniert und übereinandergelegt werden müssen. „Wenn ich dann merke, da entsteht ein funktionierender Raum – wow!", begeistert sich der Medienkünstler.

Die Stadtführerinnen und Stadtführer jedenfalls sind beeindruckt. Sie sehen ihre Stadt jetzt sozusagen mit anderen Ohren und werden die Hörgänge weiterempfehlen. Selbst die Technik, die insbesondere ältere Teilnehmer verunsichert, stellte sich als völlig problemlos heraus. „Man muss sich erst mal da reinfummeln", geben sie zu, „aber dann ist es wirklich ganz einfach." Am liebsten wolle er noch zwei weitere Hörgänge produzieren, wünscht sich Christian Gude. „Also bleiben Sie dran – es kommt vielleicht noch was!"

Das Saterland im Guinness-Buch der Rekorde

„Die kleinste Sprachinsel (in Europa) ist das Saterland (Seelterlound) im Norden des Landkreises Cloppenburg (Niedersachsen).“ So steht es im Guinness-Buch der Rekorde, Ausgabe 1991. Maßgeblich dazu beigetragen hat Bernd Stolle, der vor 25 Jahren den Antrag stellte. Wolfgang Stelljes hat sich mit ihm unterhalten.

Beantragte vor 25 Jahren den Eintrag des Saterlandes ins Guinness-Buch der Rekorde: Bernd Stolle. Diese Urkunde ziert den Ratssal der Gemeinde Saterland und das heimische Wohnzimmer von Bernd Stolle. Fotos: Bernd Stolle

Herr Stolle, wann öffnen Sie den Sekt?

Bernd Stolle: Der wird geöffnet am Tage der schriftlichen Mitteilung, das war genau am 20. März 1990. Mit diesem Schreiben hat uns der Ullstein-Verlag in Berlin mitgeteilt, dass unser Rekord unter der Registriernummer 91079 verzeichnet wurde. Veröffentlicht wurde er dann im Guinness-Buch der Rekorde 1991.

Wie viele Menschen sprachen damals Saterfriesisch?

Im Buch ist von 1500 bis 1600 die Rede, ich befürchte aber, dass es noch weniger waren.

Sie gelten ja als Ideengeber. Wann und wo genau wurde diese Idee geboren?

Ich war damals Schriftführer des Heimatvereins „Seelter Buund“. Und im Oktober 1988 haben wir diskutiert, wie wir das Image der Sprache aufbessern können. Viele sagten ja, die Sprache stirbt aus, die nimmt keiner mehr zur Kenntnis. Die junge Generation wollte gar nicht wahrhaben, dass es eine eigene Sprache gibt. Also musste ein Thema her, auf das die Leute stolz sein können. Und auf Rekorde sind die Menschen stolz. Ich habe dann noch viele Nachweise bringen müssen und unter anderem das Wörterbuch von Marron Curtis Fort eingereicht. Und die haben wirklich über ein Jahr geprüft, ob es noch kleinere Sprachinseln gibt.

Wo sitzt der größte Konkurrent?

Der sitzt in Posen. Kürzlich habe ich sogar gelesen, dass es in Polen eine weitere Sprache geben soll, die nur noch von 16 Menschen gesprochen wird.

Wenn die jetzt die Aufnahme ins Guinness-Buch der Rekorde beantragen, hätten Sie dann einen historischen Titel?

Das hängt davon ab, wie man Sprachinsel deutet. Das Saterland ist ja entstanden rechts und links der Sagter Ems, umgeben von großen Mooren. Die Bewohner von Schäddel, Romelse und Utändje* konnten im Sommer ihre Dörfer nicht verlassen und hatten nur im Winter Kontakt zu den Bewohnern umliegender Ortschaften. Dadurch hat sich diese Sprache eigenständig entwickelt. Das ist wirklich eine Besonderheit, da können die Sprachen in Polen nicht mithalten.

Was fängt man eigentlich an mit so einem Titel? Hat der einen Nutzen?

Er bietet die Möglichkeit, sich mit einer Besonderheit der Region zu identifizieren. Und er bietet Möglichkeiten der Vermarktung, die Presse hat sich richtig daraufgestürzt. Außerdem wollten wir die Politik wachrütteln, um auch für den Erhalt der Sprache Mittel zu akquirieren, zum Beispiel für den Sprachunterricht in den Schulen.

Und in 25 Jahren – gibt es dann noch Menschen, die saterfriesisch sprechen?

Schwer zu sagen. Auf der einen Seite gibt es mehrere aktuelle Publikationen wie das Wörterbuch von Marron Curtis Fort oder auch die Märchen, die Gretchen Grosser ins Saterfriesische übersetzt hat, auf der anderen Seite wird die Sprache in den Familien zu wenig gesprochen. Und von diesem alltäglichen Gebrauch hängt das Überleben der Sprache ab.

Sie selbst sprechen Saterfriesisch aus dem Effeff?

Nein. Zu Hause sprachen wir plattdeutsch. Aber meine Mutter unterhielt sich mit Kunden auf Saterfriesisch. Dadurch habe ich ein bisschen mitbekommen. Nun bin ich seit 15 Jahren nicht mehr im Saterland und habe nicht mehr alle Regeln und Begriffe auf dem Schirm. Der Kater heißt zum Beispiel Bolse, der Ladentisch Töneboank – das kann man nicht herleiten. Aber verstehen kann ich es noch gut. Meine Sprache ist Plattdeutsch. Das wird auch in Damme, wo ich jetzt lebe, gesprochen. Ich denke sogar auf Plattdeutsch.

Kürzlich gab es eine weitere Urkunde …

Ja, im Februar wurde ich vom Heimatbund für das Oldenburger Münsterland für Verdienste um die plattdeutsche Sprache geehrt, als Mitbegründer des Plattdeutschen Jahres. Die Urkunde bekommt bei mir zu Hause einen Ehrenplatz – neben der über den Eintrag ins Guinness-Buch der Rekorde, von der eine weitere im Ratssaal der Gemeinde Saterland hängt.

* *Scharrel, Ramsloh und Utende, ein Ortsteil von Strücklingen, auf saterfriesisch*

Klaus Beilstein, Installationskünstlerin Almuth Boeckhoff, 1999 und 2011. Fotos: Stadtmuseum Oldenburg

Zeitsprünge. Oldenburger Porträts.

Klaus-Beilstein-Ausstellung im Stadtmuseum Oldenburg

Von Dagmar Dehnert

Bis zum 10. Mai zeigt das Stadtmuseum Oldenburg die Ausstellung „Klaus Beilstein: Zeitsprünge. Oldenburger Porträts“. Seit 1978 der erste „Köpfe-Kalender“ von Klaus Beilstein verlegt wurde, stand für ihn das Porträt beziehungsweise die Porträt-Zeichnung im Zentrum seiner künstlerischen Arbeit. Unter dem Titel „Gesichter und Profile einer Stadt“ legte Klaus Beilstein 1995 dann seine Anmerkungen zu Oldenburger Porträts im Rahmen einer Ausstellung des Kulturspeichers vor.

Nachdem das Stadtmuseum schon 1991 den Versuch unternommen hatte, gleichsam über das gesamte künstlerische Werk zu informieren, folgte schließlich 1998 die Ausstellung und der gleichnamige Katalog „Typen und Köpfe einer Region“. Das im März begonnene Ausstellungsprojekt der „Oldenburger Porträts“ bietet interessante Ein- und Ausblicke aus über 40 Jahren der künstlerischen Auseinandersetzung mit dem Porträt. Die Gegenüberstellung der jeweiligen Persönlichkeit und die damit verbundenen „Zeitsprünge“ werden mit einem Beilsteinschen Augenzwinkern erfasst und künstlerisch festgehalten.

Kopf und Zeichenhand arbeiten bei Klaus Beilstein unentwegt. Dabei überbietet der Künstler die Wirklichkeit mit den Mitteln der händischen Zeichnung, Strich für Strich, Punkt für Punkt. Auf diese Weise lässt er den Betrachter ein schielendes Auge, ein lüsternes Lächeln, ein aufgeblasenes Gesicht sehen, in manchmal haarfeinen Übergängen. Denn Witz, Ironie und Spaß sind immer mit im Spiel, wenn Klaus Beilstein seine „Lieblinge“ zeichnet.

„Klaus Beilstein hat uns einmal wissen lassen, dass für ihn die Gestik der Ausgangspunkt allen Zeichnens sei oder anders ausgedrückt die Körpersprache des zu Porträtierenden“, erläutert Museumsdirektor Dr. Friedrich Scheele und fasst zusammen: „Beilstein, der sich so ausgesprochen sicher auf dem Terrain eines wohl etablierten Genres mit seinen ‚Oldenburger Köpfen‘ bewegt, präsentiert uns in dieser Ausstellung einen herrlich subjektiven ausschnitthaften Spiegel der Stadt Oldenburg im Bild ihrer Menschen.“

Walter Kleen im Panorama Oldenburger Kunst

Von Jürgen Weichardt

Dass Walter Kleen (1911 – 1972) bisher ein weitgehend unbekannter Künstler geblieben ist, hat viele Ursachen. Ein ganz vordergründiger Grund ist die Tatsache, dass sein Œuvre spätestens seit 1972 in Privatbesitz versteckt war. Erst durch die Schenkung eines Nachlassteils an die Oldenburgische Landschaft konnte diesem Werkausschnitt wenigstens vorübergehend öffentliches Interesse entgegengebracht werden. Die Aufarbeitung des größten Teils des Nachlasses durch die Mitarbeiter des Jan-Oeltjen-Hauses in Jaderberg führte 2013 zu einer Ausstellung mit Katalog und damit zu einer „Wiederentdeckung" des Künstlers. Zu Lebzeiten hatte er entweder wenig Interesse am Ausstellungsgeschehen oder nur wenige Chancen. Die aktualisierte Ausstellungsliste ist kurz.

Die Kunst stand zunächst nicht im Fokus des Lebens von Walter Kleen, zumal es ihm nicht möglich war, eine Kunsthochschule zu besuchen. Als Gast und Beobachter in Ateliers nahm er die Arbeit älterer Kollegen wahr, wobei offenbar der als Lehrer schon vor der Jahrhundertwende gerühmte Maler Gerhard Bakenhus (1860 – 1939) eine bedeutende Rolle gespielt haben mag. Walter Kleen fand durch ihn Zugang zu traditionellen Malern des Oldenburger Künstlerbundes, den Bernhard Winter 1904 gegründet hatte. 1974 hat der Bund sich wieder aufgelöst.

Aber die analytische Betrachtung des Œuvres von Walter Kleen fördert noch andere Parallelen zutage, wobei bis zu einer tieferen biografischen Untersuchung noch offen bleiben muss, wie gut er die Werke der Kollegen gekannt hat, die in Ausstellungen zu sehen waren, etwa von Heinz Witte-Lenoir (1880 – 1961), der nach dem Kriege aus Berlin wieder nach Hude zurückgekehrt war. Er war eine volle Generation älter als Walter Kleen. Beide teilten das Interesse an landschaftlichen Darstellungen in Aquarellfarben. Als Zeichner ist hier der mit Kleen fast gleichaltrige Künstler Curt Zeh (1919 – 2013) zu nennen, der sorgfältig und realistisch Häuser und Felder, Schafställe und Alleen gezeichnet hat, wie sie auch auf zahlreichen Blättern von Walter Kleen zu sehen sind. Nicht zuletzt muss Richard tom Dieck (1862 – 1943) genannt werden, dessen Werk Walter Kleen vielleicht noch zu Lebzeiten tom Diecks oder aber in Ausstellungen nach dem Kriege ge-

Dangaster Boote, Aquarell auf Aquarellpapier, 28,4 x 39 cm, u.r. monogr. (19)67.

Haus hinter dem Deich, Aquarell auf Aquarellpapier, 29,8 x 40 cm, nicht sign. u. dat.

Selbstbildnis, Tuschpinsel auf Papier, 40 x 29,2 cm, u.r. monogr. (19)60.
Fotos: Bernardette Diederichs

Von links: Schneelandschaft mit Bach und Bäumen, Aquarell auf Aquarellpapier, 35,9 x 48 cm, nicht sign. u. dat.
Schiffswerft, Filzstift auf Papier, 43,4 x 56 cm, u.r. monogr. (19)62.
Kutter bei Ebbe, farbiger Linolschnitt, 30 x 23 cm, nicht sign. u. dat.

sehen haben könnte. Es überrascht jedenfalls, dass etliche Baum- und Waldmotive von der Auffassung tom Diecks – der einzelne Baum als individuelles Lebewesen – auch in Walter Kleens Aquarell- und Zeichenwerk deutlich Eingang gefunden haben.

Aber Walter Kleen liebte auch die Küste, das Watt, die Priele und die Boote vor dem niedrigen Horizont. Ruhende Boote sind ein Thema auch im Werk von Franz Radziwill (1895 – 1983), wie auch Sieltore mit Ebbe und Flut. Auch Wilhelm Tegtmeier (1895 – 1968) war ein Maler solcher Motive, nicht zuletzt von Werftanlagen – wenigstens an der Weser, ähnlich jenen in den Bildern und Zeichnungen von Walter Kleen.

Bemerkenswert ist der Widerspruch, der zwischen der Wahrnehmung dieser eher konservativ orientierten Künstler und der unkonventionellen gesellschaftlichen Einstellung Walter Kleens bestanden hat: Dass er in der NS-Zeit den Kommunisten nahegestanden habe, ist kein Geheimnis mehr, dass er seine Bilder vor den Nebensächlichkeiten eines Boheme-Lebens nicht geschützt, Rotwein-Flecken nicht vermieden, Blätter für Telefon- und Lottozahl-Notierungen benutzt habe, entdeckten die Mitarbeiter des Jan-Oeltjen-Hauses. Doch bei genauerem Hinsehen löst sich dieser Widerspruch auf: Aus Vorkriegs- und Kriegszeit ist kein Bild publiziert worden; danach blieben die politischen Auffassungen für die Oldenburger Künstler weitgehend bedeutungslos. Darüber hinaus trafen sich konservative und sozialistisch-realistische Tendenzen in der Betonung des Realismus. Auf diesem primär formalen Feld sachlicher Wiedergabe des Gesehenen hat Walter Kleen Beträchtliches geleistet. In der Darstellung von Natur und Landschaft, insbesondere des einfühlsam und empfindungsstark gemalten Winters, aber auch von Technik und Häfen stehen seine Bilder denen älterer Kollegen nicht nach. Kaum jemand fand so viel Vergnügen an den Strukturen von Häuserfronten in den Straßen von Oldenburg, etwa im Bereich der Lindenallee, ein Motiv-Thema, das noch eine intensivere Untersuchung verdient hätte.

Im Folgenden gibt die Enkelin des Künstlers eine sehr persönliche Sicht auf ihren Großvater:

Ein leidenschaftliches Plädoyer für einen Oldenburger Künstler

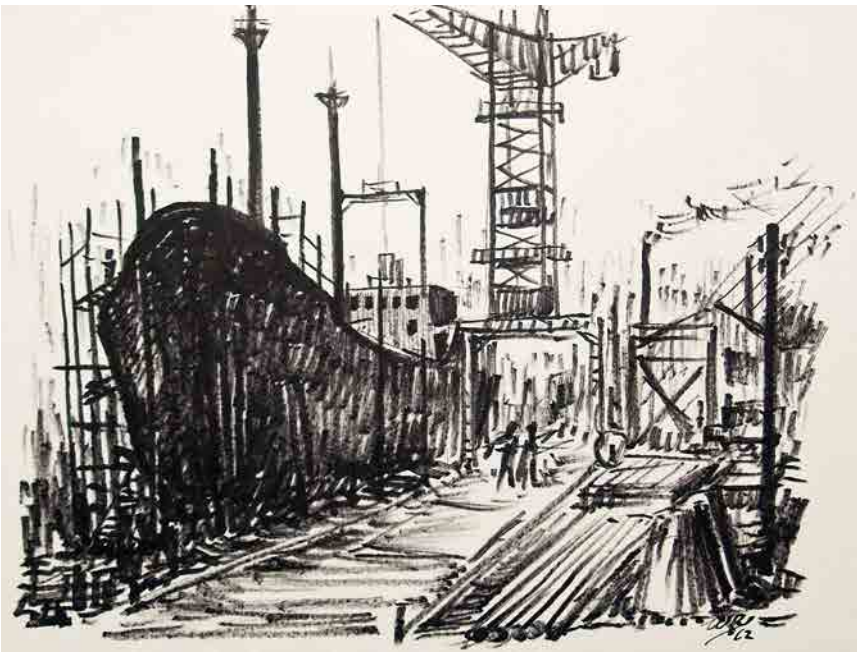
Von Anke Wolff

Kennen Sie Kleen? Wenn nicht, dann sollten Sie dies unbedingt sofort ändern!

Es lohnt sich, ihn, sein Werk und seine persönlichen wie politischen Lebensumstände kennenzulernen. Nein, ihn persönlich werden Sie nicht mehr antreffen. Er lebt nicht mehr, dafür aber sein künstlerisches Werk, das an Qualität und Vielseitigkeit einen Vergleich mit Janßen, Radziwill und anderen keinesfalls zu scheuen braucht. Sein Leben, das so facettenreich, schillernd, tragisch und ungesund war wie kaum ein anderes. Seine politische Ausrichtung, die ihn Verfolgung, Konzentrationslager und fast das Leben gekostet hat und an der er dennoch Zeit seines Lebens festhielt.

Als junger Mann lernte er im Osternburger Arbeitersportverein nicht nur seine spätere Frau Käthe kennen und lieben, eine geborene Bastrup. Ein Name, der allen Oldenburgern, die sich in der nahen Geschichte auskennen, als ein untrennbar mit dem Kommunismus vor und während des NS-Regimes Verbundener bekannt sein dürfte. Die gesamte Familie bestand aus praktizierenden Kommunisten, die auch im Widerstand aktiv waren und dafür persönliche Nachteile, Verfolgung, KZ und langjähriges Exil (August Bastrup) in Kauf nahmen. Walter Kleen engagierte sich ebenfalls in der kommunistischen Partei, war an der Verbreitung von Flugblättern beteiligt und bekundete offen seinen Widerstand gegen die Nazis. Dafür wurde ihm die Arbeit entzogen und er war 1933 mehrere Monate im KZ in Vechta als politischer Häftling. Nach seiner Entlassung blieb er weiterhin lange arbeitslos, wurde überwacht und war Repressalien ausgesetzt. Außerdem musste er ständig damit rechnen, als „entarteter Künstler" eingestuft zu werden und damit seinen wichtigsten Lebensinhalt, die Kunst, nicht mehr ausüben zu dürfen.

Diese Kunst, dieses Werk, so bunt und schillernd, so schwungvoll und kritisch, so sicher und gerade, dass es Wunder nimmt, dass es zwar ein Janßen-Haus gibt in Oldenburg, dass aber kaum jemand Walter Kleen kennt, der



doch sein ganzes Leben als Künstler in und um Oldenburg verbrachte und dort seine Kunst lebte.

Fachleute oder Laien: Wer seine Bilder sieht, der staunt. Wer genauer hinsieht, der genießt, und wer sich gar mit der Biografie, dem Umfeld und dem Umfang des erschaffenen Nachlasses beschäftigt, der kann es kaum glauben: Schwungvolle Skizzen, witzige Karikaturen, feinste Zeichnungen, Oldenburger Szene-Eindrücke der 50er- bis 70er-Jahre, einfühlsame Akte, unendlich viele schöne Zeichnungen und Aquarelle rund um Moor und Meer, Architektur farbig in Szene gesetzt sowie – als seine absolute Stärke – zeitlos zielsichere, lebendige Porträts. All das vereint das mehrere Tausend (!) Exponate umfassende Gesamtwerk, das – beginnend 2010 – seitens des Künstlerhauses Jan Oeltjen in Jaderberg in Zusammenarbeit mit der Oldenburgischen Landschaft und unter Mitwirkung der Verfasserin wissenschaftlich aufgearbeitet, katalogisiert und digitalisiert wird.

Ein Schatz, vielleicht deshalb so lange nicht wahrgenommen, weil der Umfang kaum glauben lassen mag, dass auch die Qualität und die reine Schönheit des einzelnen Bildes nichts zu wünschen übrig lassen, dass die Vielheit nicht das Eine verringert, sondern verstärkt. Verstärkt sich doch das Staunen mit jedem Einen, das, aneinandergereiht, eine lange bunte Kette bildet aus Augenblicken auf Papier. Dabei erhob der Künstler niemals einen Anspruch auf eine stilistische Festlegung oder vermeintlich Szene-orientierte Motivauswahl noch wollte oder konnte er marketingstrategisch arbeiten. Er war Autodidakt und als solcher verfolgte er neben einer persönlichen Perfektionierung keinen Anspruch, künstlerisch hervortreten zu wollen, sondern lebte, alle materiellen Interessen vergessend, inmitten seiner eigenen Werke.

Alles ist Fülle! Diese Reichheit im Einzelnen aber eben auch in der Gesamtheit schließt eine beeindruckende Qualität ein und wiewohl er als Mensch schwierig war, gab und gibt es bereits etliche Bewunderer seiner Bilder, die sich einer tatsächlichen oder virtuellen persönlichen Bindung zu diesem Künstler nicht erwehren können: einmal Kleen – immer Kleen, gilt für seine Freunde.

Ein exzessiver Maler, der als Mensch im Leben nur unter allergrößten Schwierigkeiten bestehen konnte, der immer und überall aneckte, der der Sucht verfiel, die Familie vernachlässigte, immer seiner Passion zuliebe: der Kunst. Es gelang ihm, in seinen Bildern genau diese Lebensfülle einzufangen, an der es in seinem realen Leben in einigen Bereichen vielleicht gefehlt hat. Beim Betrachten BIN ich IN diesen Bildern, ich schaue sie nicht nur von außen an.

Ich spüre die Pracht und die Farben und das pure Leben.

Walter Kleen war ein Betrachter, konnte als solcher seine Betrachtungen auf Papier und Leinwand festhalten, und so gelang es ihm, mittels ebendieser Bilder sogar über seinen Tod hinaus, das Abbild des Lebens um ihn herum einzufangen. Diese selbstgestellte Aufgabe, diese Obsession erfüllte er mit unheimlicher Einfühlung, Hingabe und Gefühlen, die er selber nicht zeigen wollte oder konnte, immer und immer wieder ...

Der Nachlass befindet sich teils in Familienbesitz, ein großer Teil wurde bereits 2004 seitens der Familie des Künstlers der Oldenburgischen Landschaft als Schenkung übereignet und wird im Archiv des Künstlerhauses Jan Oeltjen in Jaderberg verwahrt und für Ausstellungen und den Verkauf aufbereitet. Die wissenschaftliche Aufbereitung des Nachlasses ist Lür und Luise Steffens, Bernadette Diederichs und Volker Mäusel zu verdanken.

Kontakt: Künstlerhaus Jan Oeltjen, Bahnhofstraße 4, 26349 Jaderberg, Tel.: 04454/8229, www.jan-oeltjen.de

Enno Gödecke erzählt sich um Kopf und Kragen

Schriftstellerin Sabrina Janesch ist die neue Virtuelle Stadtschreiberin

Die Schriftstellerin Sabrina Janesch ist die neue Virtuelle Stadtschreiberin des Literaturbüros Oldenburg. Bis Ende Juli wird sie regelmäßig unter *www.blogbuch-oldenburg.de* das Literaturformat mit Inhalt füllen. Doch was verbirgt sich hinter dem BLogbuch OLdenburg? Katrin Zempel-Bley sprach mit Monika Eden, Leiterin des Literaturbüros Oldenburg, Dr. Michael Brandt, Geschäftsführer der Oldenburgischen Landschaft, sowie Sabrina Janesch, der Virtuellen Stadtschreiberin.

Frau Eden, Sie haben das Konzept für das BLogbuch OLdenburg entwickelt. Was hat Sie dazu bewogen und was zeichnet das Konzept aus?
Monika Eden: Als Leiterin eines Literaturbüros verstehe ich es als meine Aufgabe, Konzepte für die Vermittlung von Literatur und die Förderung von Schriftstellern zu entwickeln, die zeitgenössischen Anforderungen entsprechen. Und diese Anforderungen verändern sich, wenn unsere Gesellschaft sich verändert. Eine der größten gesellschaftlichen Veränderungen ist aktuell die zunehmende Digitalisierung. Sie hat auch Einfluss auf unser Leseverhalten und auf die Arbeit von Schriftstellern. Deshalb interessieren mich Veranstaltungsformate, die die Bedingungen einer multimedialen Gesellschaft berücksichtigen. Das BLogbuch OLdenburg ist ein solches Format: Im Internet ermöglicht es eine neue Zugangsweise zur Literatur. Das gilt besonders für die Zielgruppe eines jüngeren Publikums, das im Kontext der Mediengesellschaft sozialisiert wurde.

Was bezwecken Sie mit so einem Literaturprojekt?
Monika Eden: Als Stipendium dient das BLogbuch OLdenburg der Schriftstellerförderung. Und es soll natürlich Leserinnen und Leser ansprechen, denn die Texte, die Sabrina Janesch schreibt, werden im Internet öffentlich gemacht. Dort erreicht unsere Stipendiatin eine viel größere Leserschaft, als bei einer Veranstaltung im Musik- und Literaturhaus Wilhelm13. Ich freue mich besonders, wenn das BLogbuch OLdenburg auch die zur Lektüre animiert, die sich mit großer Selbstverständlichkeit im Internet bewegen, durch traditionelle Kulturveranstaltungen oder Bücher in gedruckter Form aber nur schwer zu erreichen sind.

Warum ist die Wahl auf Sabrina Janesch gefallen?
Monika Eden: Für Sabrina Janesch spricht die literarische Qualität ihrer bisherigen Veröffentlichungen. Die bestätigen auch andere Experten des Literaturbetriebs: Es wurden ihr bereits etliche Literaturpreise und Stipendien zugesprochen. In den drei Romanen, die sie bisher veröffentlicht hat, geht es inhaltlich um die Frage, was Heimat ausmacht. Literarisch gelingen ihr dabei wunderbare Annäherungen an ein Land, eine Landschaft oder eine Stadt. Eine solche Annäherung unternimmt sie nun auch an ein Oldenburg, das überwiegend aus Fiktion besteht.

Was ist die Aufgabe von Frau Janesch bis Ende Juli?
Monika Eden: Sie soll vor allem an ihren aktuellen Literaturprojekten weiterarbeiten und dafür finanziell eine gewisse Grundlage haben, denn das BLogbuch ist ja in erster Linie ein Stipendium. Auf das Ergebnis dieser Arbeit müssen wir warten, bis ihr nächstes Buch erscheint. Die Wartezeit verkürzt sie uns durch die kleinen fiktiven Prosatexte, die sie nach und nach in das BLogbuch einstellt. Für diese Texte gewährt ihr das Literaturbüro inhaltlich und formal die größtmögliche Freiheit. Sie entstehen auf der Grundlage eines Konzeptes, das Frau Janesch vor der Laufzeit des Stipendiums entworfen hat.

Stadtschreiberinnen und Stadtschreiber sind in der Regel vor Ort. Warum hat Frau Janesch bewusst keine Residenzpflicht?
Monika Eden: Das Stadtschreiberamt wird tatsächlich auch von anderen Städten als literarische Auszeichnung an Schriftsteller verliehen. Traditionell ist es mit einem längeren Aufenthalt in der jeweiligen Stadt verbunden. Diese Art von Stipendium mit einer sogenannten Residenzpflicht ist – wegen beruflicher oder familiärer Verpflichtungen – aber nicht für alle Schriftsteller gleichermaßen attraktiv. Deshalb habe ich mit dem BLogbuch OLdenburg ein Konzept entwickelt, das man auch als zeitgemäße Entsprechung des literarischen Stadtschreibertums bezeichnen kann.

Auf welche Resonanz ist das BLogbuch OLdenburg bislang gestoßen? Kennen Sie die Zahl der Nutzer?
Monika Eden: Das BLogbuch OLdenburg hatte in den sechs Monaten, in denen 2014 der Schriftsteller Finn-Ole Heinrich Stipendiat war, über 35.000 Besucher. Das entspricht 350 komplett ausverkauften Veranstaltungen im Musik- und Literaturhaus.

Herr Dr. Brandt, die Oldenburgische Landschaft unterstützt das BLogbuch OLdenburg seit dem vergangenen Jahr. Warum?
Michael Brandt: Am Anfang waren wir etwas skeptisch, ob dieses neue Format auch wirklich funktioniert. Der Erfolg des Experimentes vom vergangenen Jahr hat uns aber überzeugt.

Manche Leserinnen und Leser schrecken möglicherweise vor dem virtuellen Buch zurück und bevorzugen das gedruckte Buch. Warum lohnt es sich trotzdem, unbedingt ins BLogbuch OLdenburg zu gucken?
Michael Brandt: Man schaut der Stadtschreiberin quasi über die Schulter. Bei Sabrina Janesch ist das besonders spannend, weil immer neue Geschichten in Fortsetzung entstehen. Man hat das Gefühl, direkt an der Entstehung der Geschichte beteiligt zu sein. Näher kann man an Literatur nicht dran sein.

Frau Janesch, was bedeutet es Ihnen, Virtuelle Stadtschreiberin von Oldenburg zu sein?
Sabrina Janesch: Für mich ist das die großartige Gelegenheit, ein literarisches Experiment zu wagen. Allein, das Konzept zu entwerfen, war schon eine große Freude.

Was ist das Besondere für Sie an dieser Rolle?
Sabrina Janesch: Ich darf mich mit einem Sujet beschäftigen, einer Stadt, die ich schon länger kenne und wirklich sehr mag – und daraus machen, was ich will. Ich bin an Städten interessiert, an Geografie, an Geschichte. Jetzt darf ich all diesen Leidenschaften literarisch frönen und aus dem Vollen schöpfen. Das ist schon was Besonderes.

Sie sind keine Chronistin und werden auch keine Ratssitzungen verfolgen. Stattdessen machen Sie uns bekannt mit Enno Gödecke. Wer ist er?
Sabrina Janesch: Enno Gödecke ist ein fiktiver Oldenburger Reisender aus dem 19. Jahrhundert. Auf der Suche nach besseren Geschäftsmöglichkeiten und Abenteuern geht er nach Südamerika, nach Peru, und gerät dort in den Anden schon bald in Bredouille. Auf einer Reise in den Bergen schneit es ihn in einem Dorf ein, und um die Bewohner bei Laune zu halten, erzählt er ihnen jeden Abend eine Räuberpistole aus seiner Heimatstadt.

Sabrina Janesch ist die neue Virtuelle Stadtschreiberin des Literaturbüros Oldenburg. Foto: Katrin Zempel-Bley

Sabrina Janesch lebt in Münster und ist in der Literaturszene längst keine Unbekannte mehr. Die 29-Jährige studierte in Hildesheim Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus sowie Polonistik in Krakau. Sie erhielt bereits Stipendien des Literarischen Colloquiums Berlin und des Ledig House/New York. 2009 war sie erste Stadtschreiberin von Danzig, denn sie beherrscht die polnische Sprache perfekt. In den vergangenen fünf Jahren hat sie die Romane „Katzenberge“, „Ambra“ sowie „Tango für einen Hund“ veröffentlicht und dafür zahlreiche Auszeichnungen erhalten.

Wie sind Sie auf diese Figur gekommen und welche Rolle spielt er?
Sabrina Janesch: Für meinen vierten Roman beschäftige ich mich gerade mit Südamerika, mit Reisenden des 19. Jahrhunderts und nicht zuletzt mit Räuberpistolen. Da lag es nah, mit Enno Gödecke ein besonders schillerndes Exemplar seiner Gattung zu erfinden. Dank ihm sind die fantastischsten und fabelhaftesten Geschichten über Oldenburg erhalten. Wenn man so will, hat er die Rolle des großen Geschichtenerzählers inne.

Für ihren Blog brauchen Sie kein Handlungsgerüst. Sie schreiben einzelne Geschichten, Anekdoten und Fabeln. Das hat für die Leserschaft den Vorteil, dass sie täglich einsteigen kann. Ist das auch für Sie neu? Bislang haben Sie ja Romane veröffentlicht.
Sabrina Janesch: Das ist für mich eine wunderbare Probebühne und Werkstatt; ein Sammelbecken von Miniaturen, Vignetten und Anekdoten. Dennoch hängen sie in gewisser Weise alle zusammen, sie erzählen ein Ganzes. Keinen Roman, aber vielleicht ein Panorama.

Haben Sie eigentlich eine engere Beziehung zu „Tausendundeine Nacht“? Denn daran erinnern ihre Geschichten, mit denen Sie uns auf wunderbare Weise in eine andere Welt entführen.
Sabrina Janesch: Tausendundeine Nacht ist einfach eine so reizvolle wie zwingende Ausgangssituation: Jemand erzählt um sein Leben. In so einer Lage kann man es sich nicht leisten, langweilig oder einfallslos zu sein. In genau diese Lage wollte ich Enno Gödecke bringen, der sich im Laufe der Zeit buchstäblich um Kopf und Kragen erzählen wird.

Was würden Sie mit Ihrem Blog gerne bewirken?
Sabrina Janesch: Ich würde mich sehr freuen, mit diesem Blog die Leute nicht nur zum Stutzen und zum Lachen zu bringen, sondern auch dazu, sich ein bisschen mehr für die Stadt und ihre Geschichte zu interessieren. Meiner Meinung nach lohnt sich das generell. Und im Falle von Oldenburg vielleicht sogar ganz speziell.

Das Gespräch führte Katrin Zempel-Bley

Relief in St. Petersburg und in Holle/Hude. *Foto: Helmuth Meinken*

Spurensuche in Estland mit Überraschungen

Burchard Christoph Reichsgraf von Münnich

Von Helmuth Meinken

Burchard Christoph von Münnich wurde am 19. Mai 1683 auf Gut Neuenhuntorf geboren. Sein Leben verlief abenteuerlich, führte zu höchstem Ruhm und schließlich in die Verbannung in Sibirien. Nachdem er verschiedenen Fürsten gedient hatte, trat er die Dienste bei Zar Peter I. in St. Petersburg. Er war russischer Generalfeldmarschall, Sieger in den Türkenkriegen, Erbauer des Ladoga-Kanals, russischer Premierminister. Unter der Zarin Elisabeth wurde er zum Hochverräter abgestempelt, der in Sibirien 20 lange Jahre seines Lebens verbrachte. Nach dem Tod der Zarin wurde er rehabilitiert und arbeitete noch fünf Jahre bis zu seinem Tode am 27. Oktober 1767 für Zar Peter III. und Katharina II.

Das Gut Lunia mit der Begräbniskapelle in der Nähe Dorpats

„Vom Gut Lunia führte zum Friedhof eine Lindenallee, die in der Nähe der südöstlichen Ecke des Friedhofes in eine Nadelbaumallee überging“ so schrieb Mario Metsallik, Archäologe in der estnischen Universitätsstadt Tartu (Dorpat) im Oldenburger Jahrbuch von 1996. Dieser Satz und ein altes Bild des in den 1970er-Jahren zerstörten Mausoleums war alles, was ich hatte, als ich im Juli 2012 von Tallinn nach Tartu fuhr. Burchard Christoph von Münnich war am 27. Oktober 1767 in St. Petersburg gestorben. Zunächst wurde er dort in St. Petri, einer lutherischen Kirche, die er gegründet hatte, bestattet. Im darauffolgenden Januar überführte sein Enkel die sterblichen Überreste nach Dorpat, wo sie in der Grabkammer seines Sohnes in der Johanniskirche in aller Stille am Abend des 14. Januars beigesetzt wurden. Nachdem aber bestimmt wurde, dass in den Kirchen keine Beisetzungen mehr stattfinden sollten, wurde der Sarg dann endgültig zur Begräbniskapelle auf dem Gut Lunia (heute Luunja) gebracht.

Als wir, ein paar Freunde waren dabei, in Luunja ankommen, sehen wir als Erstes die Einzäunung des ehemaligen Gutsparks. Es stehen auch noch einige alte Wirtschaftgebäude aus Findlingsmauerwerk. Aber vieles macht den Eindruck einer verfallenen Sowjetkolchose. Dazwischen jedoch glitzert als Kontrast der neue Silo eines modernen Reiterhofs – der Wandel ist im vollen Gange.

Ein Erinnerungspark entsteht

Wo aber sollen wir anfangen, um nach der alten Begräbnisstelle zu suchen? Ein junger Mann, den wir auf Englisch fragen, scheint etwas zu wissen.

Zerstörtes Mausoleum Münnichs um 1930. *Foto: Historische Aufnahme*

Rechts liegt der Erinnerungspark, geradeaus führt die alte Lindenallee zum ehemaligen Gutshaus. Im Rücken des Fotografen müssen wir uns das Mausoleum vorstellen. *Foto: Helmuth Meinken*
Unten: Ordensstern, der 1831 mit einem Stück des Tragebandes aus dem Sarg genommen wurde. *Foto: NLA Oldenburg*

Dann ist er verschwunden; hatte er gesagt, dass er sein Auto holen würde? Wir warten, dann kommt er, wir fahren hinter ihm her. Vorbei an einem eingestürzten Kolchosgebäude führt er uns zu einem Parkplatz, und wir erkennen die Lindenallee. Hier ist alles neu angelegt, ein kleiner Park mit einem neuen Spielplatz, umgeben von einem Wall aus großen Findlingen. Und mitten drin ein kleiner Teich, und da liegen doch tatsächlich Bruchstücke von alten deutschen Grabsteinen; auf dem einen Stück können wir deutlich „...RIE BARONIN“ entziffern. Es soll sich früher einmal um 17 Grabstellen gehandelt haben.

Es ist uns nicht ganz klar, ob der junge Mann unsere weitergehenden Fragen nicht versteht oder sie nicht beantworten kann. Er würde jemand anderes holen und weg war er. Es dauert nicht lange, da kommt auch schon jemand mit einem Motorrad und erklärt uns, dass es eine große Initiative, ausgehend vom Besitzer des Reiterhofs, gegeben habe, diesen Bereich neu zu gestalten. Als wir den Ort wieder verlassen, waren wir alle wie „Entdecker“ in einen gewissen Bann gezogen. Obwohl, wie wir ja vorher wussten, von der Begräbniskapelle nichts mehr zu erkennen ist. Sie war beim Bau eines Schweinestalls für die Kolchose abgerissen worden. Das war übrigens der eingestürzte Bau, den wir bei der Anfahrt gesehen hatten. Hatte sich die Zeit gerächt?

Die Zerstörung war durch den ehemaligen staatlichen Landwirtschaftsdirektor angeordnet worden. Ein Leser der örtlichen Zeitung berichtet, dass ein Vorarbeiter vor vielen Jahren erzählt habe, er wäre damals dort auf dem Friedhof gewesen, wo der Schweinestall gebaut wurde. Russische Bauleute hätten Überreste der Leiche aus dem Sarg geschaufelt, auf der Suche nach Gold. Schon 1831 hatte man den Sarg geöffnet, und den Stern seines St.-Andreas-Ordens, den er 100 Jahre vorher verliehen bekommen hatte, entnommen. Er liegt heute im Staatsarchiv in Oldenburg. Dabei liegt auch ein Bericht über einen Besuch von Verwandten in Lunia, bei dem die hölzernen Särge geöffnet und den Gästen die Leichen von Burchard Christoph von Münnich und seinem Sohn gezeigt wurden. Einer von Ihnen, Alexandre Jasykoff, schreibt später darüber: „Im Sarge des Feldmarschalls befanden sich unter einigen Knochen und Staub der erwähnte Stern nebst Band, welche von dem Gutsbesitzer dem Generaladjutanten Islenief zum Andenken übergeben wurden; auch ich erhielt aus dem Sarge des Grafen Ernst Andreas [Anm.: richtig ist Ernst Johann], der Sohn des Feldmarschalls, ein Andreas-Band.“

An dieser Stelle möchte ich die Beschreibung der ehemaligen Kapelle von Romeo Metsallik übernehmen: „Die Kapelle hatte einen rechteckigen Grundriss, ein schönes Dach im Barockstil, das aus Zinkblech gefertigt war, und eine mit einem Blech bedeckte Tür auf der Südseite. Neben der Kapelle lag der kleine Friedhof, umgeben von einer rechteckigen Steinmauer. Diese Mauer war bis zu einem Meter hoch und hatte den Eingang auf der Südseite.“

Die Verwüstung der Friedhöfe der Deutschbalten hatte in Estland schon vor dem Zweiten Weltkrieg begonnen. Viele Gräber sollen bereits in den 30er-Jahren ausgehoben worden sein, man hoffte auf Schmuck und Wertsachen, immerhin handelte es sich bei den Bestatteten um Adlige. Aili Karindi erinnert sich daran, dass im Jahre 1957, als sie in Luunja als Lehrerin zu arbeiten begann, der Friedhof schon in einem schlechten Zustand war und die Kapelle im Prinzip schon in Ruinen stand. „Hätte sich jemand um den deutschbaltischen Friedhof gekümmert, hätte man ihn bestimmt schief angeguckt“, erzählt Frau Karindi. Einige Grabsteine hätten aber noch aufrecht gestanden. Insgesamt gab es 103 solcher Friedhöfe, etwa ein Viertel steht heute unter Denkmalschutz.

Wieder zu Hause, begann ich dann mit weiteren Recherchen, und im Internet gab es mehr: Im Jahre 2011 hatten die Arbeiten für den 1,2 Hektar großen Park bereits begonnen. Die Gelder in Höhe von 66.000 Euro kamen im Wesentlichen von der EU aus dem Fonds für Dorferneuerung und -entwicklung. Was wir gesehen hatten, hat auch einen schönen Namen: „Münnichite ja Nolckenite Mälestuspark“. Also: „Erinnerungspark Münnich und Nolcken“.

Die Besitzer des Gutes Lunia

Bei der Bezeichnung für den neuen Park ist jetzt neben von Münnich ein zweiter Name aufgetaucht: von Nolcken. Wir müssen deswegen ein wenig tiefer in die Geschichte des Gutes eintauchen. Die Gemeinde Luunja hat 2013 mit der Einweihung des Parks auch den 330. Geburtstag von Burchard Christoph von Münnich gefeiert und gleichzeitig 510 Jahre seit der Erwähnung des Ortsnamens.

Das Gut war 1603 das Tafelgut des Domprobstes von Dorpat. Es wurde als Lehen an den Dorpater Bürgermeister Hogenstern vergeben. Nachdem die Besitzer einige Male wechselten, folgte im 17. Jahrhundert die Familie Strömfeldt aus Schweden. Gustav Adolph Strömfeldt (1640 – 1717) war Statthalter über den „Ehstnischen District von Liefland“ und Herr zu Lunia.

Der Sohn des damaligen Statthalters, Otto Reinhold Baron Strömfeldt (1679 – 1746), ein schwedischer Hofgerichtspräsident, verkaufte das Gut am 16. Mai 1741 für 27.000 Reichsthaler an Ernst Johann von Münnich (1708 – 1788), einem Sohn des Christoph Burchard. Insofern kann Münnich selbst auf Lunia vor seiner 20-jährigen Verbannung nur von Mai bis November 1741 tätig gewesen sein. Erst ab 1762 hatten er und sein Sohn, der ebenfalls verbannt worden war, die Arbeiten fortsetzen können. Auf jeden Fall wurden damals schon auf dem Gut Hangterrassen, die noch heute erkennbar sind, sowie ein System von Kanälen und Inseln auf dem flachen Boden des Emajõgi-Flusses (Embach) angelegt. In einer alten Schrift heißt es: „Lunia am Embach, ziemlich wohl, doch nur von Holz gebaut, hat einen sehr hübsch angelegten Garten.“

Nach dem Umsturz in Russland waren im Jahre 1744 Burchard Christophs Bruder Christian Wilhelm von Münnich (1686 – 1768) die livländischen Güter des Ernst Johann von Münnich (Lunia, Moisekatz und Pölks) zugesprochen worden.

Das von der Familie Nolcken erbaute Herrenhaus im „Schweizerhausstil“; es wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört. Foto: Luunja Kultuurimaja

Christian Wilhelm von Münnich war 1731 nach dem Vorbild seines älteren Bruders ebenfalls in russische Dienste getreten. Es ist bemerkenswert, dass auch nach der Verbannung Burchard Christophs und dessen Sohn der Glücksstern den jüngeren Bruder nicht verließ. Christian Wilhelm war ein Vertrauensmann der Zarin Elisabeth Petrowna. In demselben Jahr wurde ihm das Hofamt seines verbannten Neffen übertragen. Seine Frau hielt sich wegen ihrer schwachen Gesundheit in Lübeck auf, kam aber nach dem Ausbau des Gutes Lunia 1748 dorthin. Er lebte bis 1759, als er seinen Abschied von seinem Staatsamt nahm, überwiegend in St. Petersburg und weilte in Lunia nur zur Erholung. Das Gut Lunia war zu dieser Zeit zu einem Treffpunkt des baltischen Adels geworden, berühmt waren die Tanzstunden dort. Christian Wilhelm starb 1768, ein Jahr nach dem Tod seines großen Bruders, und wurde im Februar in Dorpat beigesetzt.

Nach der Rückkehr des Reichsgrafen und seines Sohnes Ernst Johann von Münnich aus Sibirien (1762) gab Christian Wilhelm ihnen ihre Güter zurück und begnügte sich mit der geldlichen Kompensation, 4000 Rubel pro Jahr, und lebenslangem Wohnrecht auf Lunia.

Graf Ernst Johann von Münnichs Sohn Graf Johann Gottlieb von Münnich (1740 – 1813) war nächster Besitzer. In seiner Zeit – 1805 – reiste der Aufklärer Johann Gottfried Seume ins Baltikum und nach Russland. Bei Dorpat stellte er fest, die „Botanik ist die Lieblingsbeschäftigung mehrerer wohlhabender Edelleute in der umliegenden Gegend. ... und der Graf Münnich auf Lunia soll wirklich weit mehr als bloßer Dilettant darin sein.“

Erbin von Lunia war danach Gräfin Maria Ernestine von Münnich, eine Tochter von Johann Gottlieb (1768 – 1845). 1810 hatte er es ihr testamentarisch vermacht. Sie heiratete 1787 Axel Gustav Frederik Freiherr von Nolcken (1767 – 1821). Nolcken entstammte einem schwedischen Rittergeschlecht, das auf der Insel Ösel ansässig war, ursprünglich aber aus Norddeutschland kam. Es folgten noch vier Generationen der Fa-

Links: Bürgermeister Aare Anderson (zweiter von rechts), Valdur Madisson (rechts), die übrigen Personen sind russische Diplomaten. Foto: Luunja Kultuurimaja; ***Rechts: Plan von 1827.*** Foto: Helmuth Meinken

milie von Nolcken bis zur Landreform von 1920. Der letzte Besitzer von Lunia, Heinrich von Nolcken (1878 – 1954), wurde dabei enteignet. Die Familie zog danach nach Oberbayern.

Gestaltung des Erinnerungsparks und die Einweihung 2013

Die Einrichtung des Erinnerungsparks wurde von lokalen Münnich-Begeisterten initiiert, allen voran der Besitzer des in der Nachbarschaft gelegenen Reiterhofs Sven Šois. Bereits seit 2009 hatte er sich für die Erinnerungsstätte eingesetzt. Begräbniskapelle und Friedhof waren zerstört worden. Es war aber noch schlimmer, an der Seite des Friedhofs wurden vom Schweinestall Schlamm und Müll, darunter auch Kadaver, entsorgt. Auch die Einwohner nutzten das Gelände als Müllplatz. Aber es standen noch immer die beiden Reihen der alten Alleebäume.

Der Plan war, eine natürliche und offene Umgebung und einen Multi-Funktions-Park zu schaffen. Die Bäume der alten Lindenallee wurden untersucht und durchforstet, um sie zu erhalten, aber auch neue Bäume wurden gepflanzt. Auf der 1,2 Hektar großen Parkfläche wurden Wasserlöcher beseitigt und Freiräume durch Abholzen geschaffen. Zwischen den Bäumen formen jetzt große Feldsteinblöcke den Park. So ist innerhalb eines Jahres ein vollkommen neues Erscheinungsbild entstanden.

Das alles hatten wir bei unserem Besuch 2012 gesehen, aber die Hintergründe wurden erst bei den Recherchen danach klar. Hätte man nur etwas mehr Zeit gehabt! Dieser Wunsch sollte bereits im Sommer 2013 bei einer Urlaubsreise mit dem privaten Wagen durch das Baltikum in Erfüllung gehen. So kam ich wieder nach Lunia. Zu meiner Überraschung stand jetzt an dem kleinen Park auch eine große Hinweistafel mit den Wappen der beiden Adelsfamilien und einem Portrait von Münnich. Beeindruckend ist ein dargestellter Plan von der Gutsanlage, der im Jahre 1827 angelegt worden war. Hierauf sind auch Grundzüge der Guts- und Gartenanlage zu erkennen.

Kurz nach meiner Rückkehr wurde dann Anfang August 2013 im Erinnerungspark der Schlusspunkt gesetzt: Ein Granitblock wurde als Denkmal aufgestellt. Er trägt eine Gedenktafel in vier Sprachen: Estnisch, Russisch, Deutsch und Englisch. Der deutsche Text lautet: „Der bedeutende Staatsmann und Feldherr Russlands im XVIII. Jahrhundert, Eigentümer des Gutshofs Lunia." Es folgen sein Name und seine Lebensdaten nach dem Julianischen Kalender und der bekannte Spruch von Katharina II. über ihn: „Ohne ein Sohn Russlands zu sein, war er einer von seinen Vätern."

Die große Eröffnungsfeier fand unter der Beteiligung russischer Diplomaten und Beamten statt. Dies zeigt auch, dass in Russland ein Umdenken erfolgt ist. Im Sowjetstaat war Münnich zur „historischen Unperson" erklärt worden. Aufgrund der Russifizierungsbestrebungen sollte die Erinnerung an ihn in Russland ausgelöscht werden. Die Teilnahme der Bevölkerung an der Feier war groß. Vor langen Bankreihen gab es auch eine Aufführung in historischen Adelskostümen, die unter dem Thema „Ich, Münnich" durch sein Leben führte.

Der Gutshof Lunia

Von dem Münnichschen Herrenhaus auf Lunia ist nichts mehr vorhanden. Es ist nicht einmal mehr genau bekannt, wo es gestanden hat. Von der Familie Nolcken wurde ein neues Herrenhaus erbaut, das aber im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde. Es soll im September 1944 auf dem Gelände schwere Kämpfe zwischen den Russen und den dort stationierten deutschen Einheiten gegeben haben. An der Stelle des früheren Gutshauses steht heute ein Supermarkt. Hier befindet sich auch der Anfang der alten, zum ehemaligen Herrenhaus gehörenden Parkanlage mit altem Baumbestand.

Der Lunia-Park ist mit etwas mehr als acht Hektar ein ziemlich großes Gelände. Das Herzstück im 18. Jahrhundert war ein Barockgarten in der Nähe des Hauptgebäudes, der entspre-

Das technisch gesicherte Gärtnerhaus aus der Zeit Münnichs. Fotos: Helmuth Meinken

chend regelmäßig gestaltet war. Auf einer unteren Terrasse des Barockparks befanden sich rechteckige Teiche.

Im Umfeld stehen noch einige alte Gebäude, die zum Gut gehört haben. Eines, es handelt sich um das ehemalige Gärtnerhaus, stammt noch aus der Zeit von Burchard Christoph von Münnich. Es ist ein charakteristisches Beispiel für die estnische Herrenhaus-Bauweise und somit ein architektonisches Erbe. Das Haus ist stark beschädigt. Um es zu sichern, wurde das Dach 2009 notdürftig mit Folie als Schutz überspannt. Marode Holzkonstruktionen wurden entfernt, eingefallene Steine sortiert und gelagert.

Der Gutspark ist für den Ort Luunja von großer historischer und kultureller Bedeutung. 2014 hat man mit dem Reinigen und Durchforsten begonnen. Es geht auch noch um eine vollständige Rekonstruktion des Gutsparks auf der Grundlage der Pläne von 1827, 1858 und 1905. 2014 wurde außerdem unterhalb des ehemaligen Gutsgeländes am Emajõgi-Kanal, der aus Münnichs Zeit stammt, begonnen, ein 13 Hektar großes Freizeitgelände mit einem Bootshafen für etwa 40 Schiffe zu bauen. Um den Zugang zum Fluss für die Schiffe zu realisieren, wurde der Kanal ausgebaggert und ausgebaut.

Mausoleen in der St.-Johanniskirche in Tartu

Nur einen Katzensprung ist es von Luunja nach Tartu, dem alten Dorpat, eine typische Universitätsstadt mit rund 100.000 Einwohnern. Alles überragend ist die mittelalterliche Johanniskirche, ein gotischer Backsteinbau mit kunsthistorisch sehr bedeutsamen Terrakottaköpfen an der Fassade. Seit 2005 sind die schweren Beschädigungen dieser beeindruckenden Kirche beseitigt. Wir hatten uns mit Romeo Metsallik getroffen, und er erläuterte uns die Details an der Kirche und zeigte uns auch, was es mit den Mausoleen der von Münnichs auf sich hat. Er war dabei, als 1988 während einer archäologischen Untersuchung die Grabkammer im Westjoch der Kirche, die dem Bruder des Feldmarschalls, Christian Wilhelm von Münnich, gehörte, untersucht wurde.

Am 6. März 1746, also in der Zeit, als er Herr auf Lunia war, hatte Christian Wilhelm von Münnich die Grabkammer für seine Familie gekauft. Hier war er auch selbst 1768 bestattet worden. Wie die Untersuchungen 1988 ergaben, war sie früher schon größtenteils zerstört worden. Auch die Kapelle darüber ist heute nicht mehr vorhanden. Nur Reste des aus

Die restaurierte Johanniskirche in Tartu mit der angebauten Grabkapelle des Grafen Ernst Johann von Münnich.

Ziegelstein gemauerten Barockportals sind noch erhalten.

Auch der Sohn des Feldmarschalls, Ernst Johann von Münnich, hatte für seine Familie eine Begräbniskapelle in Dorpat errichten lassen. Im Jahre 1769, also nach seiner Rückkehr aus der Verbannung und nach dem Tode seines Onkels, kaufte er einen Platz südlich neben der Johanniskirche, wo die Kapelle in einer Ecke an den Turm angebaut wurde. Die Außenwände sind bis heute erhalten, die Grabkammer unter der Kapelle wurde aber auch schon vor vielen Jahren zerstört.

Mein Dank gilt Frau Vilja Kohler, Redakteurin bei der Zeitung Tartu Postemees, die mir mit ihren Übersetzungen ins Deutsche noch einige Quellen vor Ort erschlossen hat, und Frau Dr. Brigitta Berg aus Bad Zwischenahn, die mir wichtige Hinweise gegeben hat.

Einen ausführlicheren Bericht einschließlich der Quellenangaben können Sie als pdf-Datei kostenfrei beim Autor anfordern: helmuth.meinken@t-online.de

Natürlich miteinander – Gedankenaustausch über Natur und Mensch

Ein inklusives Umweltbildungsprojekt im Landesmuseum Natur und Mensch Oldenburg

Von Anne Wesche & Lena Nietschke

Foto: Landesmuseum Natur und Mensch

Ausstellungen in Museen bieten interessante Einblicke, stellen aktuelle Forschungen vor und kondensieren Wissen rund um eine Fragestellung. Ob kostbare Ethnografika, seltene Tierpräparate oder archäologische Fundstücke, die Originale werden in Ausstellungen für jedermann sichtbar und in einen gemeinsamen Kontext gestellt. Doch liegt es in der Natur des Ausstellungsmachens, dass die Themen im Großen und Ganzen aus den Blickwinkeln von Forschern, Kuratoren oder Künstlern betrachtet werden. Der Raum für andere Sichtweisen ist eingeschränkt. Das Landesmuseum Natur und Mensch in Oldenburg versteht sich als Ort der Vielfalt und des Austauschs. Seine interdisziplinären Dauerausstellungen „Moor", „Geest", „Küste und Marsch" sowie zur Hunte setzen den Fokus auf die nordwestdeutschen Landschaften und das Wechselspiel von Mensch und Natur. In einem inklusiven Modellprojekt zur Umweltbildung erprobt das Landesmuseum nun Herangehensweisen, die das Erfahrungswissen von Menschen und ihre emotionale Bewertung umweltrelevanter Themen in den Ausstellungen sichtbar machen. Persönlichen Einschätzungen zu Natur und Umwelt kommt dadurch eine neue Bedeutung zu.

Unter dem Titel „Natürlich miteinander – Gedankenaustausch über Natur und Mensch" kommen Menschen unabhängig von kultureller Herkunft, Alter und Sichtweisen mit ihrem jeweiligen Erfahrungswissen ins Gespräch. Dabei werden sie, ausgehend von den vielfältigen Dauerausstellungen, nachhaltigkeitsrelevante Inhalte wie Ernährung und Klima aufgreifen. Fragen wie „Was interessiert Sie an Landschaft und aktuellen Umweltthemen?", „Welche Bedeutung hat Natur für Sie?", „Welchen Einfluss üben Sie mit Ihrem Verhalten auf Ihre Umwelt aus?" oder „Wo würden Sie die Ausstellungen ergänzen?" werden unter verschiedenen Blickwinkeln diskutiert und präsentiert. Ob Herangehensweise und Umsetzung wissenschaftlich, künstlerisch oder spielerisch erfolgen, entscheiden die Teilnehmer während des Projekts selbst. Zur Vertiefung und für weitere Eindrücke finden Ausflüge in ausgewählte Naturräume des Oldenburger Umlandes statt.

Am Ende des dreimonatigen Kurses werden die Eindrücke, Meinungen und Ergebnisse der Teilnehmer in einem digitalen Buch zusammengefasst. Es wird in die Dauerausstellungen des Landesmuseums integriert und in weiteren Aktionen fortgeführt. Auf diese Weise ermöglicht das Projekt eine neue Form der Rückkopplung vom Besucher zum Museum.

Einen besonderen Reiz des Projektes macht sein inklusiver Charakter aus. Wird von Inklusion gesprochen, geht es in der öffentlichen Wahrnehmung häufig nur um die Integration und gleichberechtigte Teilhabe von Menschen mit Behinderungen. Doch beschreibt der Begriff „Inklusion" die Teilhabe und Mitgestaltung jeglicher Personengruppen am gesellschaftlichen Leben – gleich welcher kulturellen Herkunft, welchen Alters und gleich welcher Fähigkeiten.

Das Projekt möchte unterschiedlichen Menschen mit ihren jeweiligen Bedürfnissen das gemeinsame Erleben der verschiedenen Naturräume und den Austausch persönlicher Blickwinkel im Museum ermöglichen. Zunächst will das Museum vorrangig junge Erwachsene mit Flucht- und Migrationshintergrund sowie Menschen im Alter 60+ aus Oldenburg ansprechen. Die gemeinsame Arbeit soll Ende April beginnen. In der Weiterführung wird sich aus dem Modellprojekt ein neues – inklusives – museumspädagogisches Angebot mit umweltrelevanten Themen entwickeln, das allen Alters- und Herkunftsgruppen sowie Menschen mit und ohne Handicap offensteht.

Förderung erhält das Museum für die Projektumsetzung durch die Deutsche Bundesstiftung Umwelt (DBU). Die DBU ist eine der größten Stiftungen in Europa. Sie fördert innovative beispielhafte Projekte zum Umweltschutz.

Weitere Informationen zum Projekt:
a.wesche@landesmuseen-ol.de
l.nietschke@landesmuseen-ol.de

Landesmuseum Natur und Mensch
Damm 38-44, 26135 Oldenburg
Öffnungszeiten:
Di – Fr 9 – 17 Uhr, Sa – So 10 – 17 Uhr, Mo geschlossen

Gewerbe- und Handelsverein blickt auf 175-jährige Geschichte zurück

Von Katrin Zempel-Bley

Wenn der Gewerbe- und Handelsverein Oldenburg (GHV) im April sein 175-jähriges Bestehen feiert, kann er nicht nur auf eine lange, sondern auch beachtliche Geschichte zurückblicken. „Immerhin ist der GHV die älteste wirtschaftliche Organisation in Stadt und Land Oldenburg und die zweitälteste noch existierende Vereinigung deutschlandweit“, sagt Vorsitzender Patrick Miedtank. „Die Erfahrung aus 175 Jahren kommt heute dem gesamten Mittelstand zugute. Somit ist der GHV ein Zusammenschluss mittelständischer Unternehmer und Freiberufler aus den unterschiedlichsten Branchen.“

Als der GHV gegründet wurde, herrschte Großherzog Paul Friedrich August im Oldenburger Land, und in der Residenzstadt Oldenburg lebten gerade einmal 7000 Einwohner. „Offenbar entwickelten die GHV-Gründer seinerzeit schon so etwas wie einen bürgerlichen Selbst- und Mitbestimmungswillen. Heute sprechen wir von Bürgerinitiativen“, sagt Patrick Miedtank. „Damals ging es wie heute um die Vertretung eigener Interessen und den Austausch untereinander.“ Umgekehrt hatten die Regierungsverantwortlichen und ihre Verwaltungsbeamten keine Ansprechpartner und kompetenten Ratgeber, wenn es um eine Wirtschaftsgesetzgebung ging.

So kamen am 30. März 1840 66 Männer aus Oldenburg und dem Oldenburger Land zusammen, darunter unter anderem ein Hofrat, ein Kammerrat, ein Apotheker, ein Fabrikant, ein Regierungssekretär, ein Zimmermeister, ein Baukonstrukteur, ein Stadtdirektor oder Assessor und Syndikus, um über die Gründung des GHV zu sprechen, nachdem zuvor ihrer Bitte, einen Handels- und Gewerbeverein gründen zu dürfen, stattgegeben wurde.

Die beiden Oldenburger Hofrat Otto Lasius und der Fabrikant Friedrich Renken waren es, die die Entwicklung des GHV als Bevollmächtigte der Gründungsversammlung entscheidend vorangetrieben haben. Sie entwickelten so etwas wie eine Zielsetzung des Vereins, die sie der Großherzoglichen Regierung vorlegten. Die wiederum gab grünes Licht, sodass die Satzung für den Verein von einer fünfköpfigen Kommission entwickelt und 1841 verabschiedet wurde.

Im Oktober 1840 erklärte Otto Lasius gegenüber 100 Versammlungsteilnehmern im Rahmen eines Vortrags Folgendes: „Uns treibt das Bewusstsein, daß unser Handel und Gewerbe, obwohl im Fortschritt begriffen, eines thatkräftigen Eifers, eines gemeinsamen Strebens bedürfen, um den gesteigerten Anforderungen unseres Jahrhunderts zu genügen, zur Gründung eines Vereins, der den Zweck hat, unsere vaterländische Industrie zu heben und dahin zu wirken, daß sie den Standpunkt einnehme, den sie nach der geographischen Lage des Landes, nach der intellectuellen Bildung seiner Bewohner und nach unseren glücklichen politischen Verhältnissen einnehmen darf und einnehmen soll. Die Zeiten sind vorbei, das wissen wir alle, wo die Schwierigkeiten, sich die nothwendigen oder für nothwendig gehaltenen Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen, uns überredete, uns mit der Auswahl zu begnügen, die beschränkter Verkehr und wenig ausgebildetes Gewerbe uns darboten. Nicht leicht ist der Wettkampf gegen die ungeheuren Kräfte, welche heutigen Tages der großen Industrie zu Gebote stehen, dennoch werden wir solchen Kampf mit Glück bestehen können, wenn wir die Vorteile gehörig benutzen, die im Hinblick nach außen der zu Wasser und zu Lande erleichterte Verkehr, im Blick nach innen die Verbindung der Industrie mit der Landwirtschaft uns darbieten.“

Am 22. Januar 1841 wurde die Satzung des Vereins offiziell durch den Großherzog genehmigt. Damit verbunden war auch ein Zuschuss von 200 Talern in Gold. Einen Monat später, am 25. Februar 1841, konstituierte sich der Verein, der bereits 522 Mitglieder aus dem gesamten Oldenburger Land hatte. Später gab es Unstimmigkeiten darüber, wann der Verein denn nun tatsächlich gegründet worden sei. Man einigte sich schließlich auf 1840, als das erste Treffen stattfand.

Übrigens erst 60 Jahre später, im Juli 1900, wurden in Oldenburg die Handwerkskammer Oldenburg und die Industrie- und Handelskammer gegründet, die quasi aus dem GHV hervorgegangen sind. Die Reichsgewerbeordnung von 1897 machte diesen Schritt überhaupt erst möglich. „Bis dahin hat unser Verein auch deren Interessen vertreten“, berichtet Patrick Miedtank. Schließlich wurde im selben Jahr im November auch noch die Landwirtschaftskammer ins Leben gerufen.

1915 zum 75-jährigen Bestehen des GHV wurde lediglich eine sehr gut besuchte Versammlung abgehalten, an der auch erstmals Frauen teilnahmen, was auf den Ersten Weltkrieg zurückzuführen war. Viele Männer waren an der Front, und so blieb den Frauen nichts anderes übrig, als ihre Rolle zu Hause zu übernehmen. Wegen des 1914 ausgebrochenen Krieges gab es keine Feier. Das 100-jährige Bestehen 1940 fand mitten im Zweiten Weltkrieg statt und wurde ebenfalls nicht gefeiert. Erst das 125-jährige Bestehen wurde im Oldenburgischen Staatstheater gebührend begangen. Der Ehrenvorsitzende Fritz Wübbenhorst zog eine Bilanz und listete auf, was der Verein alles mit angeschoben hatte: Den Ausbau der Wasserwege wie Hunte-Ems-Kanal, dem heutigen Küstenkanal, die Linienfestlegung der Landstraßen, den Beginn des Baus der Oldenburgischen Eisenbahnen, die Mitwirkung bei den ersten Post-Omnibus-Linien, die Durchführung von sieben Landesgewerbe-Ausstellungen, die Gründung eines Heimes für junge Kaufleute, den Aufbau des Handels- und Gewerbeschulwesens, die Gründung der Oldenburgischen Industrie- und Handelskammer und der Handwerkskammer Oldenburg, die Gründung des Kunstgewerbevereins, die Errichtung eines Kunstgewerbe-Museums, die Unterhaltung einer Bibliothek mit über 4000 Bänden, Gründung des Kanalvereins, Gründung des Landesverbandes der Oldenburgischen Einzelhändler und die Kartellbildung aller mittelständischen Organisationen und Aufnahme der Berufsgruppen als Fachgruppen in den Verein sowie Mitbegründung der Ausstellungsgesellschaft, Gründung des Gemeinsamen Verkehrsausschusses mit dem ADAC, Gründung des Vereinigten Verkehrsausschusses mit dem Verkehrsverein, dem Verband reisender Kaufleute Deutschlands und dem Centralverband der Handelsvertreter und Handelsmakler, die Gründung des Arbeitskreises für kommunalpolitische Fragen zusammen mit dem Bund der Steuerzahler, Gaststätten- und Hotelverband, Haus- und Grundeigentümer-Verein und der Kreishandwerkerschaft, Oldenburgischem Einzelhandelsverband sowie die Mitbegründung der Oldenburg-Werbung.

„Der Verein strahlte seine Aktivität auf das ganze Land aus, indem er zuerst 1842 Zweigvereine gründete und 1894 die bereits damals bestehenden Gewerbe- und Handelsvereine in einem Landesverband zusammenfasste. 1962 wirkte er wieder mit bei der Gründung des Landesverbandes Nordwestdeutschland“, erklärte Fritz Wübbenhorst zur Leistungsbilanz des GHV. Dabei herrschte im GHV keineswegs immer Übereinstimmung. Kontrovers wurde zum Beispiel die Einrichtung der Oldenburger Fußgängerzone diskutiert. Während die einen in ihr große Chancen sahen, beurteilten andere sie als Gefahr für die Geschäfte. Als klar war, dass die autofreie Innenstadt der große Wurf war, setzten sich die GHV-Mitglieder geschlossen für die Stärkung der Innenstadt ein und standen hinter dem Autobahnbau, der Handel und Gewerbe der Huntestadt gut tun würde.

Patrick Miedtank ist Vorsitzender des GHV und blickt auf bekannte Vorgänger zurück. *Foto: Katrin Zempel-Bley*

Zur Jahrtausendwende drohte der GHV sogar einzuschlafen. Doch inzwischen ist er wieder gut aufgestellt mit seinen 115 Mitgliedern. „Wir führen ein kleines, feines Dasein“, stellt Patrick Miedtank fest. „Primär geht es um den intensiven und sehr wertvollen Gedankenaustausch zwischen Vertretern aus Handel, Gewerbe und Dienstleistungen“, berichtet der 47-jährige Rechtsanwalt. „Der zwanglose Charakter, aber auch der Blick über den eigenen Tellerrand wird von den Mitgliedern besonders geschätzt. Wir besuchen größere Unternehmen in der Region und stellen Kontakte her, laden zu Vorträgen über Wirtschaftsthemen ein, veranstalten unser ‚Gespräch am Kamin‘ mit einem prominenten Gastredner, geben in Form von Rundschreiben aktuelle Informationen heraus, beraten und stellen den Erfahrungsaustausch in den Mittelpunkt“, berichtet der Vorsitzende weiter.

„All das dient der Stärkung der Kaufmannschaft und des Handels.“ Somit hat der GHV nach wie vor seine Bedeutung und Berechtigung und wächst zudem. „Wir hoffen, dass wir neue Mitglieder begrüßen können. Deshalb ist unser Verein auch offen für Gäste. Wer uns erst einmal kennenlernen möchte, ist jederzeit willkommen.“ Und so ist Patrick Miedtank fest davon überzeugt, dass der GHV auch sein 200-jähriges Jubiläum feiern wird – allerdings nicht mit ihm an der Spitze.

An der Stadtkaje erinnert nun eine Metallstele an den Dichter und Maler Georg von der Vring. Darüber freuen sich Henner Funk (links), Vorsitzender der Georg-von-der-Vring-Gesellschaft, und Raymon E. Müller, der das Kunstwerk entwarf. *Foto: Gabriele Gohritz, Kreiszeitung Wesermarsch*

Anlässlich des 125. Geburtstages des Malers und Schriftstellers **Georg von der Vring** (1889 – 1968), des einzigen Ehrenbürgers seiner Geburtsstadt Brake, wurde am 9. Januar 2015 an der Braker Kaje mit Unterstützung der Oldenburgischen Landschaft eine stählerne Stele eingeweiht. Der Entwurf stammt von dem Grafiker Raymon E. Müller aus Jade.

Die **Oldenburgische Bibliographie** erschien in gedruckter Form von 1974 bis 2013 im Oldenburger Jahrbuch. Ab sofort steht die aktuelle Oldenburgische Bibliographie auf der Homepage der Landesbibliothek Oldenburg unter *www.lb-oldenburg.de/nordwest/olbib.htm* zur Verfügung. Zusätzlich gibt die Landesbibliothek fünf Mal jährlich ihren digitalen Newsletter „Neue Oldenburgische Publikationen" heraus, der neue regionale Publikationen auflistet und über die Homepage der Landesbibliothek abonniert werden kann.

Am 12. Dezember 2014 erhielt der Dammer Carnevalist, Heimatforscher und Museumsleiter **Wolfgang Friemerding** den Kulturpreis der Stadt Damme.

Am 19. Dezember 2014 starb die Oldenburger Musikpädagogin und Musikwissenschaftlerin **Dr. h.c. Gertrud Meyer-Denkmann** im Alter von 96 Jahren. Sie studierte Komposition bei Karlheinz Stockhausen und Mauricio Kagel und lud John Cage mehrfach an die Universität Oldenburg ein. Auf die zeitgenössische Musik und ihre Vermittlung übte sie einen großen Einfluss aus. 1988 erhielt sie die Ehrendoktorwürde der Universität Oldenburg und 2002 den Kulturpreis der Oldenburgischen Landschaft.

Der Niederländer **Pyt Kramer** erhielt am 22. Dezember 2014 für seine Verdienste um den Erhalt der saterländischen Kultur und Sprache die Ehrenbürgerschaft der Gemeinde Saterland.

Nach 51 Jahren als Organist an der St.-Cyprian-und-Cornelius-Kirche in Ganderkesee hat sich **Peter Elgeti** am 30. Dezember 2014 mit einem Festkonzert verabschiedet. Er spielte dort seit 1963 an der berühmten Arp-Schnitger-Orgel und erhielt für seine Verdienste um das Musikleben und die Orgel im Jahre 2011 die Ehrennadel der Oldenburgischen Landschaft.

Dr. Carsten Jöhnk übernahm zum 1. Januar 2015 die Leitung des **Nordwestdeutschen Museums für Industriekultur** in Delmenhorst. Er leitete seit 2010 das Ostfriesische Landesmuseum in Emden und tritt nun in Delmenhorst die Nachfolge von **Hans-Hermann Precht** an, der in den Ruhestand ging.

Neuer Vorstandsvorsitzender der **Oldenburgischen Landesbank** ist seit 1. Januar 2015 **Patrick Tessmann**, bisheriges Vorstandsmitglied der Landesbank Berlin/Berliner Sparkasse. Er tritt die Nachfolge von **Dr. Achim Kassow** an, der die OLB seit 2011 leitete und nun zur Allianz Deutschland wechselte.

Im Januar 2015 gründete sich der **Verein zur Förderung historischer Parks in der Parklandschaft Ammerland e. V.** mit Birgit Hobbie als Vorsitzende. Der Verein möchte den seit 1928 bestehenden Rhododendronpark Hobbie in Linswege (Westerstede) erhalten und weiterentwickeln.

Am 8. Januar 2015 fand im Theater Bremen das interdisziplinäre Symposium „**Wir finden Gold**! Kulturelle Bildung in der Metropolregion Nordwest" statt, in dem über die Kooperation von Kultur- und Bildungseinrichtungen diskutiert wurde. Kooperationspartner sind Theater Bremen, Stadttheater Bremerhaven, Oldenburgisches Staatstheater, Bremer Shakespeare Company, Bremer Philharmoniker und die Oldenburgische Landschaft.

Am 4. Februar 2015 starb die Oldenburger Künstlerin **Gertrud Röver-Dick** im Alter von 101 Jahren. Ihre Werke wurden zuletzt 2013 von der Arbeitsgemeinschaft Kunst der Oldenburgischen Landschaft im Oberlandesgericht Oldenburg ausgestellt.

Ingeborg Posega, ehemalige Vorsitzende der Vortragsvereinigung Westerstede und Mitbegründerin des Vereins Kunstpfad Ammerland, erhielt am 8. Februar 2015 den Kulturpreis der Stadt Westerstede.

Das Stadtmuseum Oldenburg und das Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg haben im Februar 2015 den Betrag von 235.000 Euro und über 200 Bilder aus dem Nachlass des Malers und Grafikers **Heinz Liers** (1905 – 1985) erhalten. Heinz Liers hatte sich der Malerei der Moderne verschrieben und lebte viele Jahre in Oldenburg und Varel. Im kommenden Jahr wollen beide Museen eine Gemeinschaftsausstellung mit Liers' Werken unter dem Titel „Nachkriegs-Avantgarde im Oldenburger Land" zeigen.

Zum neuen Präsidenten der Landwirtschaftskammer Niedersachsen mit Sitz in Oldenburg wurde am 10. Februar 2015 **Gerhard Schwetje** aus Cramme (Kreis Wolfenbüttel) gewählt. Er tritt die Nachfolge von **Arendt Meyer zu Wehdel** an, der nach langer Krankheit am 26. Januar 2015 verstorben ist.

Am 11. Februar 2015 wäre der Vareler Maler **Willy Hinck** (1915 – 2002) hundert Jahre alt geworden. Aus diesem Anlass zeigten das Alte Zollamt im Vareler Hafen und die Galerie Hinck in Dangast Gedenkausstellungen.

Gefördert durch
die Oldenburgische Landschaft

spontanOL_OIM: Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Oldenburger Impro-Meisterschaft, in der Mitte der Gewinner Fredanko Beyer. Foto: Marcel Schröder

Das war das spontanOL 2015
Erstes Improfestival Oldenburgs war ein voller Erfolg

Vom 12. bis 15. Februar 2015 fand das erste Improvisationstheaterfestival Oldenburgs, das spontanOL, statt. Während des Festivals gab es drei ausgebuchte Workshops. Zudem hatte das Publikum die Möglichkeit, den Improvisationstalenten bei insgesamt sieben Shows zuzuschauen und durch eigene Vorgaben das Geschehen auf der Bühne zu beeinflussen.
Sowohl die 45 Teilnehmer aus ganz Deutschland als auch die über 600 Zuschauerinnen und Zuschauer waren zufrieden und freuen sich auf eine Fortsetzung des Festivals im nächsten Jahr. Als besonderes Highlight gab es am Samstag die Oldenburger Impro-Meisterschaft, die Fredanko Beyer von der Gruppe „Wat Ihr Wollt" aus Oldenburg für sich entschieden hat. Das Publikum fand, dass er der beste Spieler des Abends war, und kürte ihn zum zweiten Mal zum Oldenburger Impro-Meister.
Die Organisatoren des Festivals sind glücklich, dass es den Teilnehmerinnen und Teilnehmern gefallen hat und so viele Menschen bei den Abendshows waren und gezeigt haben, wie beliebt Improtheater in Oldenburg und Umgebung ist.

Das **Orchester Bad Zwischenahn** feierte am 14. Februar 2015 unter der Schirmherrschaft von Landschaftspräsident Thomas Kossendey sein 25-jähriges Bestehen. Zum Jubiläum erschien eine Festschrift.

Das Land Niedersachsen hat ein **Netzwerk Provenienzforschung** eingerichtet. Etwa 30 Gründungsmitglieder, darunter Landes-, kommunale und private Museen, trafen sich zu einem ersten Austausch am 19. Februar 2015 im Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur. Das Netzwerk hilft bei der Recherche zu NS-Raubgut in Museen und bei der Beantragung von Projektförderung und steht allen Museen in Niedersachsen offen. Die Koordinationsstelle des Netzwerks ist am Landesmuseum Hannover angesiedelt (Weiteres unter *www.provenienzforschung-niedersachsen.de*).

Foto: Ceres

Historischer Rennsport im herzoglichen Schlosspark

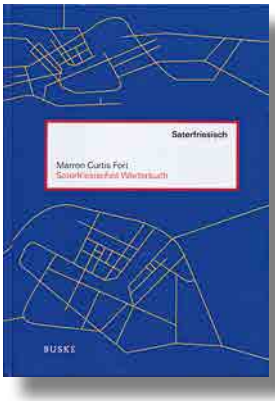
Die 3. Vintage Race Days tragen vom 24. bis 26. April 2015 wieder historischen Rennsport der Extraklasse auf die Rennbahn im Herzoglichen Schlosspark zu Rastede. 50 Teams mit äußerst raren Vorkriegsrennwagen tragen 30 sportliche Wettbewerbe aus.
Ein Film und weitere Informationen finden sich unter: www.vintageracedays.de

Aktionswoche der AG Bibliotheken

Neuerscheinungen

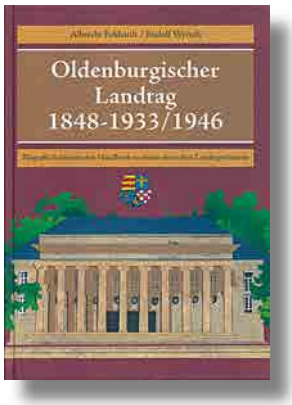
In seinen letzten Lebensjahren hat sich der bis 2001 als Bischöflich-Münstersche Offizial amtierende Weihbischof Max Georg von Twickel noch einmal intensiv mit der Geschichte der kirchlichen Sonderstellung Oldenburgs auseinandergesetzt und dafür bislang unberücksichtigte Archivbestände herangezogen und veröffentlicht. Im Mittelpunkt stehen das Verhältnis des Oldenburger Landes zum Bistum Münster und die Beziehungen der beiden kirchlichen Autoritäten. Der 2013 verstorbene Autor spannt einen zeitlichen Bogen vom Beginn des 19. Jahrhunderts und gibt einen Ausblick für die kirchliche Zukunft des Oldenburger Landes. Auch für Leser, die mit der Thematik vertraut sind, bieten sich neue Aspekte und Blickwinkel.

Max Georg von Twickel: Die katholische Kirchenordnung in Oldenburg nach 1803. Entstehung und Geschichte regionaler Eigenständigkeit im Verbund mit dem Bistum Münster. Herausgegeben von der Oldenburgischen Landschaft, Aschendorff Verlag, Münster 2015, 139 S., 11 Abb., 1 Karte, ISBN 978-3-402-13055-1, Preis: 19,80 €



Am 19. Februar 2015 wurde das **Saterfriesische Wörterbuch** von Dr. Marron C. Fort im Seelterfräiske Kulturhuus im alten Scharreler Bahnhof vorgestellt. Das Buch wurde vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur und von der Oldenburgischen Landschaft gefördert.

Marron Curtis Fort: Saterfriesisches Wörterbuch. Mit einer phonologischen und grammatischen Übersicht, 2., vollständig überarbeitete und stark erweiterte Auflage, Helmut Buske Verlag, Hamburg 2015, 819 S. und 1 CD-ROM, ISBN 978-3-87548-723-7, Preis: 68,- €



Die Oldenburgische Landschaft stellte am 20. Februar 2015 im Alten Oldenburger Landtag das **Biografisch-historische Handbuch zum Oldenburgischen Landtag** vor. Verfasser des grundlegenden Werkes zur oldenburgischen Landesgeschichte sind Prof. Dr. Albrecht Eckhardt und Rudolf Wyrsch. Das Handbuch enthält die Kurzbiografien aller 658 oldenburgischen Landtagsabgeordneten zwischen 1848 und 1933/1946, einen Abriss der geschichtlichen Entwicklung des Landtages, acht Anhänge und zwei Register.

Albrecht Eckhardt, Rudolf Wyrsch: Oldenburgischer Landtag 1848-1933/1946. Biografisch-historisches Handbuch zu einem deutschen Landesparlament. Herausgegeben von Albrecht Eckhardt im Auftrag der Oldenburgischen Landschaft, Isensee Verlag, Oldenburg 2014, 865 S., 418 Abb., 7 Karten, 6 Diagramme, ISBN 978-3-7308-1146-7, Preis: 24,80 €

Übrigens:
Neue Publikationen zu oldenburgischen Themen finden Sie auf der Homepage der Landesbibliothek Oldenburg unter: www.lb-oldenburg.de/nordwest/neuerwer.htm

Ein Bild und tausend Worte

Von Klaus Modick

Klaus Modick wurde 1951 in Oldenburg geboren. Seit 1984 ist er freier Schriftsteller und lebt in Oldenburg. Modick veröffentlichte zahlreiche Romane, Erzählungen und Gedichtbände. Für sein umfangreiches literarisches Schaffen erhielt er mehrere Preise und Auszeichnungen, unter anderem 1990/91 den Rom-Preis der Villa Massimo und den Bettina-von-Arnim-Preis. Für die Zeitschrift ***kulturland oldenburg*** schreibt Klaus Modick jeweils unter der Rubrik „Zum guten Schluss" eine Kolumne.
Foto: Peter Kreier

Weil ich wissen wollte, ob mein Elternhaus, das auch schon das Haus meiner Großeltern gewesen ist, womöglich unter Denkmalschutz zu stellen sei, versuchte ich den Namen des Architekten ausfindig zu machen, der das Haus 1913 erbaut hatte. Da es sich um eine Stadtvilla im späten, von Ornamenten weitgehend entschlackten Jugendstil handelt, recherchierte ich in einschlägigen Katalogen und Publikationen. Wenn man aber nach Spuren des Jugendstils in Oldenburg sucht, dann stolpert man früher oder später über den Namen Heinrich Vogeler (1872 – 1942): Das aus Bremen stammende Multitalent war um 1900 als Maler, Illustrator, Graphiker, Designer, Buchgestalter und Architekt der gefeierte Märchenprinz des neoromantischen Jugendstils und residierte als Mittelpunkt der legendären Worpsweder Künstlerkolonie auf seinem Barkenhoff.

Er hatte vielfältige geschäftliche und private Kontakte nach Oldenburg gepflegt und war auch 1914 mit einem Oldenburger Regiment in den Ersten Weltkrieg gezogen.

Zwar ergaben meine Recherchen, dass Vogeler (leider) nicht der Architekt unseres Hauses gewesen war, aber nun erinnerte ich mich, dass meine Großmutter gelegentlich von Kontakten zu Vogeler erzählt hatte. Mein Großvater (der so früh gestorben ist, dass ich ihn nicht erlebt habe) war ein kulturell interessierter und musisch nicht unbegabter Mann. Er habe, erzählte meine Großmutter, Vogeler mehrfach auf dem Barkenhoff besucht, und umgekehrt sei Vogeler auch das eine oder andere Mal im Haus meiner Großeltern zu Gast gewesen. Wie zum Beweis zeigte meine Großmutter auf ein neben dem Bücherschrank hängendes Bild, das dann nach dem Tod meiner Großmutter in meinen Besitz gelangte. Ich kramte es zwischen einschlägigen Umschlägen und verstaubten Familienpapieren hervor und empfand dabei jene sanfte Erregung, die mir als Vorahnung von Inspirationsschüben vertraut und willkommen ist. Jetzt, während ich dies schreibe, liegt das Blatt neben der Computertastatur auf meinem Schreibtisch: Eine inzwischen leicht vergilbte Radierung, eine Porträtskizze Heinrich Vogelers, angefertigt vermutlich um 1920 von dem Graphiker Severin Jansen, signiert sowohl von Jansen als auch von Vogeler.

Ich ahnte, dass ich auf etwas gestoßen war, was mich berührte und anregte, wusste aber noch nicht, was es war, informierte mich weiter über Vogeler und stieß auf die – für damalige Verhältnisse gigantische – Oldenburger Landesausstellung für Kunst und Gewerbe im Jahr 1905. Im Kunstpavillon war Vogeler gleich in mehreren Räumen eine Retrospektive seines bisherigen Schaffens gewährt worden, eine veritable Werkschau, was für einen erst 33-jährigen Künstler eine höchst ungewöhnliche Ehre darstellte und bewies, dass Vogeler ein Superstar der damaligen Kunstszene war. Ein kompletter Raum blieb seinem, nach fünfjähriger Arbeit eben erst vollendetem Gemälde Das Konzert (auch Sommerabend genannt) vorbehalten. Die gewaltige, nahezu lebensgroße Lein-

wand (175 x 310 cm) befand sich in einem pompösen Rahmen, bedeckte fast eine ganze Wand – und war die Sensation der Ausstellung. Das Publikum war entzückt, und der zeitgenössische Katalog feierte das Bild als „rauschenden Hymnus auf den Abendfrieden", als „höchst realistisch und ungekünstelt und voller Musik, voll zarter lyrischer Klänge, eine Feierstunde, in sich gekehrte, keusche Lebensfreude, welt- und zeitenfernes, naives Genießen".

Betrachtet man das Bild etwas genauer, kommt man allerdings zu dem Ergebnis, dass der Experte von 1905 entweder blind war oder nicht auszusprechen wagte, was er sah, sondern etwas phantasierte, was er und die Öffentlichkeit sehen wollten, zeigt das Bild doch keineswegs eine harmonische Idylle genießerischer Lebensfreude, sondern eine Ansammlung mürrisch vor sich hin blickender Menschen, die sich nichts mehr zu sagen haben und auch nicht sonderlich an der Musik interessiert sind, die am rechten Bildrand gemacht wird. Zu sehen ist Vogelers Worpsweder Freundeskreis, den Paula Modersohn-Becker „die Familie" nannte. Diese war, als Vogeler im Jahr 1900 mit dem Bild begann, noch intakt, am Ende jedoch hoffnungslos zerrüttet. Aller Jugendstil-Romantik zum Trotz war Vogeler so ehrlich beziehungsweise so realistisch, dass er nichts verklärte, sondern diese Zerrüttung zeigte.

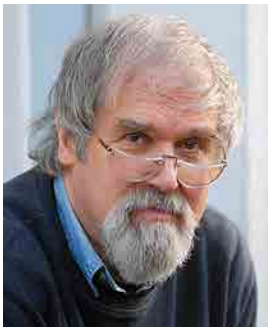
Für ihn war das Bild zudem Resultat und Dokument dreifachen Scheiterns: In seiner Ehe kriselte es, sein künstlerisches Selbstverständnis wankte, und eine Freundschaft zerbrach. Rainer Maria Rilke, der literarische Stern am Himmel der Worpsweder Künstlerkolonie, und anfangs Vogelers „Seelenverwandter", hatten sich entfremdet – wie der Egomane Rilke es sich eigentlich mit allen und jedem verdorben hatte, die auf dem Bild zu sehen sind. Als Rilke im Jahr 1900 in Worpswede auftauchte, hatte er zwar bereits zahlreiche, zumeist kitschig-schwülstige Gedichte geschrieben, war aber als Lyriker noch fast unbekannt: ein Schmeichler und Schnorrer, Geck und Snob mit Adelstick, unter dessen Worten und Blicken die Frauen schmolzen. Er entwickelte ein rigides, elitäres Kunstprogramm, das schon bald die Gruppe sprengen sollte. Vogelers Konzert brachte das auf subtile Weise zum Ausdruck: Rilke fehlt. Er hätte zwischen Paula Modersohn-Becker und seiner Frau Clara Rilke-Westhoff sitzen sollen, aber Vogeler malte an Rilkes Stelle nur einen leeren Platz.

Das Gemälde, das in der zeitgenössischen Öffentlichkeit als geniale Apotheose der Worpsweder Künstlerkolonie gefeiert wurde und auch heute noch zu den berühmtesten Ikonen des Jugendstils zählt, empfand Vogeler bezeichnenderweise als künstlerische Sackgasse, nannte es „meine Abschiedsvorstellung“ und wollte es vernichten, versuchte jedoch vergeblich, es zurückzukaufen.

Das Alles erfuhr ich, weil ich – ergebnislos – nach dem Architekten unseres Hauses geforscht hatte und dabei sukzessive in etwas ganz Anderes geraten war. Und als mir dann klar wurde, dass das Gelände der Landes-Ausstellung, auf dem Vogelers Bild 1905 erstmals zu sehen war, sich nur einen Steinwurf von meinem Schreibtisch entfernt befindet, wusste ich plötzlich, dass nicht ich einen Romanstoff gesucht, sondern ein Romanstoff in mir seinen Autor gefunden hatte. Dieser Roman heißt nun aber nicht Das Konzert oder Sommerabend, sondern Konzert ohne Dichter.

Das Gemälde kannte ich natürlich schon viel länger. Es gehört zu jenen Bildern, die jeder irgendwann und irgendwo schon einmal gesehen hat – und sei es nur auf der Jubiläumsbriefmarke „100 Jahre Künstlerdorf Worpswede“ von 1989. Besonders gelungen fand ich es nie, doch je intensiver ich mich mit seiner Entstehungsgeschichte befasste, desto vertrauter wurde es mir. Und in dem glücklichen Moment, den jeder Autor kennt, jenem Moment, in dem man weiß, dass man seinen Stoff endlich im Griff hat und das träge, stets stockende Rinnsal des Erzählens zu fließen beginnt und Strom wird, wurde mir die Tristesse von Heinrich Vogelers „Abschiedsvorstellung“ doch noch zu etwas Heiterem.

Ein Bild, heißt es, sagt mehr als 1000 Worte. Warum? Weil ein Bild Gleichzeitigkeit herstellt, eine Geschichte auf einen Moment konzentriert. Darauf bin ich, der nicht malen kann, immer etwas eifersüchtig gewesen, und darum habe ich mich in meinen Werken immer wieder an Bildern orientiert und abgearbeitet. Die Erzählung und der Roman leben aus dem Nacheinander, die bildende Kunst evoziert den Augenblick – darin sind Bilder der Lyrik nahe, und darum hatte vielleicht der aus Vogelers Bild getilgte Dichter Rilke ein so tiefes Verständnis von Bildern.



Klaus Beilstein wurde 1938 in Delmenhorst geboren. Von 1959 bis 1963 studierte er an der Staatlichen Kunstschule in Bremen bei Jobst von Harsdorf. Als Maler und Zeichner hat er mit viel Humor das kulturelle Leben in Stadt und Land begleitet. Er lebt und arbeitet in Oldenburg. Für die Zeitschrift ***kultur*land oldenburg** zeichnet er jeweils zur Kolumne von Klaus Modick.
Foto: Peter Kreier

Kultur fördern
Tradition pflegen
Natur schützen

Isensee Verlag, 26122 Oldenburg
PVSt, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, Heft 7259

KLASSISCH ODER MODERN – WIR BRINGEN'S NÄHER.

Ob Kunst, Tanz, Musik oder Theater: Das kulturelle Leben in der Region ist ganz schön bunt. Und damit das auch in Zukunft so bleibt, leisten wir gern unseren Beitrag. Vor allem aber wünschen wir Ihnen viel Vergnügen!

Mehr Infos unter:
www.kulturstiftung.oevo.de

ÖFFENTLICHE
LANDESBRANDKASSE
VERSICHERUNGEN OLDENBURG